5/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Frontstraßenbahn

Erinnerungen einer Leningrader Blockadefahrerin

Der Musicus

Ein Fernsehfilm zum 300. Geburtstag von J. S. Bach

Leute machen Kleider

Modespaß und Studienernst an der Tallinner Kunsthochschule

★ Inhalt

Reportage
Lebensstationen einer Leningrader Straßenbahnfahrerin **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Heute zum Thema Braunkohle **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wissenschaft
Biogas – eine Energiequelle der Zukunft? **Seite 16**

Waffenbrüder
Mit „geborgtem" Panzer Note 1 bei der Ausbildung erreicht **Seite 20**

Sport
Carmen und José als Tänzer auf dem Eis – Natalja Bestemjanowa und Andrej Bukin **Seite 22**

Tourismus **Seite 24**

Memoiren
Eine seltsame, ungewohnte Stille **Seite 26**

Dokumentation
Mit einem Fuß auf dem anderen Ufer **Seite 28**

Fernsehen
Ulrich Thein als J. S. Bach **Seite 30**

Literatur
Nikolai Leskow: „Die Teufelsaustreibung" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die zwölf Monate" **Seite 40**

Historisches
Zweihundert Jahre seit dem großen Aufstand rumänischer Bauern **Seite 42**

Leserprobleme **Seite 44**

Mode
„Seminar" an der Tallinner Kunsthochschule **Seite 46**

RGW
Die Dreiländer-Insel – UdSSR, DDR und VR Polen auf gemeinsamer Ölsuche in der Ostsee **Seite 52**

Titelfoto:
Anu Hint, Tallinner Studentin der Modegestaltung, fotografiert von Peter Meißner

Redaktionsschluß für dieses Heft: **25. 2. 1985**

★ Im Blickpunkt

Mit 60 Sachen durch den Wald

Ohne Siitonen-, ohne Diagonalschritt durch den Wald – und dabei viel schneller als jeder andere Skiläufer in ebenem Gelände wie auch bergauf und bergab! Nur Nase und Füße werden kälter, wenn mit diesem Propeller auf dem Rücken Geschwindigkeiten von 60 km/h erreicht werden, was einem 15-km-Langlauf in einer Viertelstunde entspricht. Pro Kilometer eine Minute! Ausgedacht und konstruiert wurde dieser 18 Kilogramm schwere „Rucksack" vom Leiter des technischen Zirkels der achtklassigen Schule von Harmiska in der Estnischen SSR, dem Arbeiter Aarne Toom vom Sowchos „Karbaja" im Rayon Harjuski. In dem Aluminiumgestell befindet sich ein Motor der Motorsäge vom Typ „Drushba". Er setzt den Propeller in Bewegung – und fertig ist der Apparat, dem sein Erfinder den Namen „Karlsson" gab. Schüler von Harmiska haben dieses technische Spielchen mit Erfolg aus der Taufe gehoben. „Testpilot" auf unseren Fotos ist der Jugendliche Sergej Tenno, dem das Vergnügen, mit Tempo 60 über den Schnee zu gleiten, im Gesicht abzulesen ist. Mit dem Propeller auf die Jagd zu gehen, wird problematisch – wohin mit dem Gewehr?

E. Tarkpea (TASS)
Text und Bild

Auf dem Weg ins Leben

Von Ingeborg Kieß, Lehrerin,
Mitglied des Zentralvorstandes
der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Als ich am 8. Mai 1945 als 23jährige, hochschwangere Frau das Ende des zweiten Weltkrieges erlebte, war für mich dieser Tag zunächst nur ein Tag, der dem Schrecken ein Ende bereitete. Darüber war ich glücklich. Mir erging es wie vielen anderen: Ich fühlte mich befreit von Angst und dem faschistischen System, ohne die Tragweite des Neubeginns richtig zu erfassen. Doch eines war mir klar: Ich wollte alles tun, was in meinen Kräften steht, damit es nie wieder zu einem Krieg kommt.

Meiner Generation war in der Schule und durch Bücher der erste Weltkrieg mit seinen Ursachen, dem Verlauf und der sich daraus entwickelten Nachkriegszeit nationalistisch dargestellt worden, und wir erhielten dadurch ein völlig falsches Geschichtsbild. Was wußte ich schon über die welthistorische Bedeutung der Oktoberrevolution, was über die Sowjetunion? Auf keinen Fall die Wahrheit. Ich hatte mich während meines Chemiestudiums mit den Naturwissenschaften, vor allem Chemie und Physik, gründlich beschäftigt, aber kaum mit Politik. So hieß es für mich, als ich als Lehrerin in unserer neuen demokratischen Schule zu lehren begann: lernen und umdenken. Viele haben mir dabei geholfen. Ich denke dabei besonders an die Arbeiterveteranin Hedwig Schneider, die als langjährige Kreissekretärin unserer Freundschaftsgesellschaft in Aue nicht nur mir die Freundschaft mit der Sowjetunion zur Überzeugung werden ließ. Entscheidend für meine Entwicklung waren aber vor allem auch die Begegnungen mit sowjetischen Menschen. Ich werde nie die Erlebnisse meiner ersten Reise 1958 in die Sowjetunion vergessen. Dort spürte ich eine Freundschaft, wie ich sie nie erwartet hatte, und ich konnte mich das erste Mal davon überzeugen, daß diese Menschen den Krieg hassen, den Frieden lieben und für seine Erhaltung unzählige Opfer gebracht haben und noch bringen.

In meinem Unterricht an der EOS „Johann Gottfried Herder" in Schneeberg habe ich mich in den vergangenen Jahren stets bemüht, bei meinen Schülern, die Faschismus und Befreiung nicht aus eigenem Erleben kennen, das Geschichtsbewußtsein und die persönliche Parteinahme für den Frieden sowohl im Unterricht und in der FDJ-Arbeit als auch im privaten Gespräch heranzubilden. Es bestehen dazu viele Möglichkeiten: Chemie – sie gibt den Menschen Nahrung und Schönheit. Aber in falsche Hände gekommen, bringt sie auch Zerstörung der Natur und Tod. Ich erinnere nur an die verheerende Wirkung der von der US-Armee im Krieg gegen Vietnam so grauenvoll eingesetzten chemischen Waffen. Oder Kernenergie – durch sie erhalten wir Licht und Wärme. Doch sie kann auch die Vernichtung allen Lebens bedeuten. Denken wir an Hiroshima und die Bedrohung Europas durch die Stationierung von Nuklearraketen durch die USA. Meine ehemaligen Schüler sind in unserem Staat als Offiziere, Ärzte, Lehrer oder in anderen Funktionen tätig. Ihnen wollte ich mitgeben, daß sie eine große Verantwortung tragen. Sie sollten erkennen, daß das Streben nach Frieden am besten wirksam wird, wenn es auf geschichtlichem Wissen, gesellschaftlichen Einsichten und politischen Erkenntnissen gegründet ist. Aus unserer Erfahrung wissen wir, vom Sozialismus geht Frieden aus.

Für mich als Christ, als Mitglied der Christlich-Demokratischen Union und Mitglied der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft ist es ein Bedürfnis, für das Wohl der Menschen und den Frieden tätig zu sein. Wenn es mir gelungen sein sollte, in den vergangenen Jahrzehnten das Geschichtsbewußtsein und den Willen, den Krieg zu bekämpfen, ehe er ausbricht – wie unser Staatsratsvorsitzender es formulierte –, bei jungen Menschen geweckt zu haben, dann habe ich eine mir gestellte Aufgabe erfüllt.

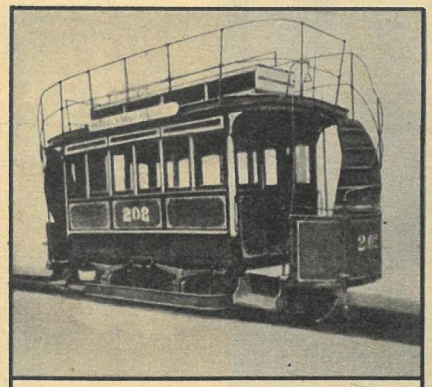
Diskussionsbeitrag, vorgetragen auf der 6. Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Es waren einst drei Schwestern

Ein Beitrag zum Internationalen Frauentag 1985 von Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos).

Eine Straßenbahn fährt über die Newa in Richtung Admiralität und Isaakskathedrale, eine von der Art, wie sie um die Jahrhundertwende gebaut wurden, Exkursions-Straßenbahn jetzt, Karten ebenso schwer zu bekommen wie für die Kunstkammer. Heute fährt sie für FREIE WELT. Einmal in die Vergangenheit und zurück. Mit Valentina Afanassjewa, Putzmädchen aus Nowgorod, Kondukteurin dann, Triebwagenführerin, Blockadefahrerin in Leningrad ... Am Abend feiern wir Goldene Hochzeit mit ihr. Kein Kind, demzufolge auch keine Enkel, keine Schwester mehr am Tisch. Es wird dennoch ein gutes Fest.

Es waren einst drei Schwestern



Aus der Geschichte der Leningrader Straßenbahn

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war die Großstadt Sankt Petersburg faktisch ohne öffentliche Verkehrsmittel. Die Masse der Bevölkerung, Arbeiter und Handwerker, ging zu Fuß, die besseren Herrschaften hatten Kutschen.
1847 wurde die erste Pferde-Omnibuslinie eröffnet.
In den 60er Jahren kamen „Konka" (Kon – russ. Pferd) in Mode, Schienenbahnen, die zunächst auf dem Newski und der Sadowajastraße verkehrten, wo sich zahlreiche Handelshöfe, Märkte und Geschäfte befanden. Problematik: Die Pferde vermochten die schweren Waggons nicht über die erhöhten Newabrücken zu ziehen, die Geschwindigkeit der „Konka" betrug nur acht Kilometer pro Stunde, von 3500 Zugpferden fielen jährlich 600 durch Krankheit und Tod aus, die Tiere verkonsumierten pro Jahr u.a. 800000 Pud (1 Pud = 16 kg) Hafer und 500000 Pud Heu.
Die elektrisch betriebene Straßenbahn (380 Meter Schiene über das Eis der Newa zwischen Senatsplatz und Wassiljewski-Insel) hielt erst 1895 Einzug in die damalige russische Hauptstadt (vorher bereits in Kiew, Nishni-Nowgorod, Kasan, Jekaterinoslaw, Kursk, Orjol, Sewastopol, Witebsk, Moskau). 1908 gab es schon fünf längere Routen.
Der erste Weltkrieg verlangsamte die Entwicklung. Immerhin durften – aus Männermangel – erstmals Frauen Schaffnerdienste leisten, der Platz in der Fahrerkabine war ihnen weiterhin verwehrt.
In der Zeit des Bürgerkrieges sank die Anzahl der Waggons von 724 im Jahre 1918 auf 306 im Jahre 1920 und auf 227 im Jahre 1921. Dank energischer Anstrengungen wuchsen im ersten Fünfjahrplan der Park auf 2000 Waggons und das Streckennetz auf fast 500 km. Bis Kriegsbeginn wurde zügig weiter ausgebaut. Linienlänge der Leningrader Straßenbahn heute insgesamt 1200 km, Anzahl der Fahrgäste bis 10 000 stündlich. Nach einem bis zum Jahr 2005 bemessenen Programm kommen in jedem Fünfjahrplan 40 km Gleise und ein neues Depot hinzu.

Wir waren durch eine kleine Leserdiskussion in der Moskauer „Prawda" auf das Thema gekommen. „Einige Dutzend Meter von unserer vordersten Linie entfernt", so schrieb ein ehemaliger Leningrad-Verteidiger, „stand seit Blockadebeginn im September 41 ein langer Straßenbahnwaggon im Niemandsland, ausgebrannt, ohne Fenster, zerrissen die metallene Außenhaut, von Splittern zersiebt. Bis zum Feind war es so nahe, daß wir deutsch sprechen hörten. Nachts, im Scheine der Leuchtkugeln, wirkte unsere Straßenbahn merkwürdig lebendig. Ihr Anblick war uns teuer, sie erinnerte an friedliche, schöne Tage. Sie werden wiederkehren, diese Tage, dachten wir, wenn wir die leeren Halteschlaufen im Winde baumeln sahen; wir werden die Faschisten vom heimatlichen Boden verjagen."

Die Leningrader Straßenbahn erwachte eher als gedacht aus ihrer stromlosen Erstarrung. Kaum daß der erste Winter der 900tägigen Blockade vorüber war. Ein anderer „Prawda"-Leser schilderte, wie der von einem sowjetischen Spähtrupp gefangengenommene Artilleriegefreite Siegfried dieses Ereignis reflektierte: „In der Nacht des 15. April 1942 gingen wir wie immer zum Richtpunkt raus, Kurt und ich. Es war feucht, dunkel und kalt, wie üblich. Aber über Leningrad huschten durch die Wolken sonderbare blaue Blitze, keine Leuchtraketen, irgendwas anderes. ‚Was für eine eigenartige Illuminierung, Kurt', sagte ich, ‚ob sich die Russen eine neue Geheimwaffe ausgedacht haben?' ‚Hol's der Teufel, Siegfried', antwortete Kurt nach einer Weile, ‚die haben die Straßenbahn wieder in Gang gesetzt. Wir schrei'n, sie pfeifen auf dem letzten Loch, es geht jeden Moment zu Ende, und die fahren Straßenbahn!'"

Es gibt ein Panoramafoto der Stadt aus jenen Tagen, aufgenommen von Artilleriebeobachtern der faschistischen Wehrmacht. Ziffern bezeichnen die Entfernungen der Ziele: bis zum Erdöldepot 5,6, bis zu den Lagern im Hafen 8, bis zu Admiralität und Isaakskathedrale 15, bis zum Smolny 19,6 Kilometer...
Da brauchte es kein langes Überlegen in unserer Redaktion. Wir beschlossen hinzufahren und über einen dieser unwahrscheinlichen Straßenbahner zu schreiben.

★

Der Straßenbahner ist eine Frau. Natürlich. Die Mehrzahl der Männer stand ja an der Front.
Wir treffen sie in der Rossi-Straße, einer der kürzesten und schönsten der Stadt. Dort, in einem klassizistischen Bau, hat die Leningrader Straßenbahnverwaltung ihren Sitz. Am Ende des langen Flures eine Elblandschaft in Öl, Geschenk Dresdener Straßenbahner. Daneben eine Urkunde über die Verleihung der DSF-Ehrennadel in Gold an die Leningrader Kollegen, datiert vom Juni 1977. Was die praktische Zusammenarbeit betrifft, ist alles taufrisch und handfest, darüber später. Jetzt erst einmal Valentina Afanassjewa, 74 Jahre alt, Fahrerin während der Blockade.

Am Anfang wirkt sie verloren in dem hohen, dunkelgetäfelten Konferenzraum. Nicht viel größer als einsfünfzig, schmal, zerbrechlich. Die Medaillen, schuppenförmig übereinanderhängend an ihrem grauen Kostüm (üblich, sie anzulegen, wenn interviewt und fotografiert wird), verstärken den Eindruck der Zierlichkeit noch. Dann beginnt sie zu erzählen, und bald sehe ich nur noch dieses feine Altfrauengesicht, die lebendigen Augen hinter der dünnen goldenen Brille.
Zu Hause habe ich Lücken in meinen Notizen entdeckt. Maria, ihre jüngste Schwester, ist während der Blockade verhungert, das steht klar geschrieben. Aber was ist mit Shenja, der zweiten Schwester? Gelähmt. Auch eine Folge der Blokkade? Und Valentinas Kind, war es ein Sohn oder eine Tochter, war es einen Monat alt oder ein Jahr, als es starb? Auch Hungers. Valentina konnte nie mehr ein Kind bekommen danach, das weiß ich. Und als

Volltreffer auf einen Straßenbahnwagen am Newski-Prospekt (oben). Insgesamt 1065 Waggons und mehr als 450 Kilometer Oberleitungen wurden zerstört. 1050 Bomben und großkalibrige Granaten schlugen in Depots und andere Straßenbahneinrichtungen ein. Über die dabei getöteten Straßenbahner und Passagiere gibt es keine vollständigen Angaben. Ungeachtet aller Erschwernisse verkehrten 1943 in der Stadt täglich wieder 170 Züge mit 506 Waggons, 222 standen in Reserve. Rechts: der Newski-Prospekt, Leningrads Prachtstraße, heute.

Es waren einst drei Schwestern

sie Brigadier war beim Leichentransport zu den Massengräbern, selbst abgemagert bis auf die Knochen, wurden da die Toten auf dem Schienenweg weggebracht (es gab erste notdürftig zusammengeflickte Strecken schon wieder ab Anfang März 41, auf denen Güterwagen verkehrten) oder erfolgte die Beförderung der Leichenfracht auf Militärwagen oder auf Schlitten?

An manchen Stellen des traurigen Films, der da vor uns ablief, hätte ich nachfragen müssen. Ich konnte es nicht. Ich wagte es nicht. Ich sah's ihren Augen doch an, was da hochgespült wurde, wie schwer das war. Ich, bloß Zuhörer, hatte ja schon zu tun mit mir; unangenehm, wenn andere einen heulen sehen...

★

Erstes Bild, 1933, strahlender Sonnenschein. Ein neuer Typ von Straßenbahnzug wird der Öffentlichkeit übergeben. Im Kirow-Werk gebaut, von Kirow höchstpersönlich angeregt und gefördert. Fünfzehn Meter lang ein Waggon, so modern, daß er heutigen Vergleichen standhalten kann, wir haben das Modell im Museum bewundert. Die Schwestern durften den Neuling fahren. An der Triebwagenkurbel Valentina, ältestes der drei Mädchen aus Nowgorod; als Putzfrau hatte sie 1927 angefangen im Blochin-Depot, später war sie zur Kondukteurin und zur Fahrerin avanciert. Im ersten Waggon Maria, im zweiten Shenja, als Schaffnerinnen, Komsomolzinnen alle drei. Der Zug war mit Girlanden geschmückt. Die Leute auf den Straßen winkten. Die Zeitungen berichteten über die neue Straßenbahnerrungenschaft und das tüchtige Schwesterntrio.

★

Zweites Bild, 8. Dezember 1941, grimmiger Frost, Krieg, Blockade. An 52 Stellen der Stadt bleiben 52 Straßenbahnzüge mit einem Schlag im Dunkeln stehen, ebenso Dutzende von Trolleybussen. „Kein Strom mehr", schreibt der diensthabende Hauptdispatcher in sein Buch.

Valentina Afanassjewa: „Wir haben die ganze Nacht im Wagen gesessen und gewartet, daß wieder Strom gegeben wird. Es war so kalt, daß wir dachten, die Füße frieren uns in den Filzstiefeln fest. Und dann der Kummer, daß die Passagiere an den Haltestellen vergeblich auf uns warteten. Gegen Morgen kam ein Kontrolleur und sagte, wir sollten die Wagen stehen lassen und zum Depot gehen."

Die Straßenbahnen an 52 Stellen der Stadt hüllen sich allmählich in Eis und Schnee, werden zu leblosen Denkmälern einer kaum noch vorstellbaren lebensvollen Vergangenheit. Die Zweieinhalbmillionenstadt ist ohne Elektrizität, ohne öffentliche Verkehrsmittel, zurückgeworfen auf den Stand des 18. Jahrhunderts. Zehn, fünfzehn, manchmal zwanzig Kilometer müssen zu Fuß bewältigt werden, von Verwandten zu Verwandten, vom Haus zur Arbeit und wieder zurück. Hinzu kommt: Die Leningrader haben kaum noch etwas zu essen, und sie frieren.

★

Drittes Bild, 1942, immer noch Winter, Tauwetter in Sicht.

Valentina Afanassjewa: „Wir wurden mit ausgeschickt, um die Stadt von Leichen zu säubern. Ich als Brigadier, der Chef des Depots hatte es befohlen. In vielen Wohnungen waren ganze Familien verhungert oder erfroren, still und unauffällig. Überall lagen Leichen. Es bestand Seuchengefahr, wenn es jetzt wärmer werden würde. Maria, Shenja und ich waren ziemlich schwach, ich wog 35 Kilo. Wir baten zwei ältere Männer aus dem Depot, die uns ausgebildet hatten: ‚Onkel Wanja und Onkel Fedja, helft uns, die Toten zu tragen.' Sie kamen mit in die Brigade. Das Militär hatte in Nowaja Derewnja auf dem Serafimowfriedhof Massengräber ausgehoben, dort brachten wir die Leichen hin. Der erste Tag verlief normal, wir haben viel geschafft, abends fuhren wir nach Hause. Am zweiten Tag sagten Onkel Wanja und Onkel Fedja: ‚Valja, gib uns was zu essen, wir können nicht mehr.' Aber wir hatten nichts. So sind sie unter unseren Augen gestorben. Wir haben sie mit den anderen beerdigt."

★

Viertes Bild, 15. April 1942, ein wenig Frühlingssonne.

Valentina Afanassjewa: „Endlich kam der langersehnte Tag. Die Masse der Einwohner hatte keine Ahnung, daß früh 300 Waggons aus verschiedenen Depots gleichzeitig losfahren würden. Wir wußten es und haben die ganze Nacht vor Aufregung nicht geschlafen. Wir sind an diesem Morgen zur Arbeit gegangen wie zu einem Festtag. Die gesamte Belegschaft hatte sich versammelt. Die rote Fahne des Blochin-Depots wurde herausgetragen. Wir haben an der Fahne geschworen, daß wir ehrlich arbeiten und der Heimat zum Siege verhelfen werden. Und dann, als uns die Verwaltung das Steuer übergab, ich weiß nicht, ob Sie's mir glauben, aber als ich in die Kabine kam, habe ich das Fahrerpult abgeküßt. Ich hatte wie gewöhnlich mein Holzplateau unter den Füßen, weil ich doch so klein bin, ein Meter zweiundfünfzig.

Die erste Fahrt! Als ich in die Kuibyschewstraße einbog, habe ich geklingelt wie eine Wilde. Viele Leute haben die Mützen abgenommen, einige sind auf die Knie gefallen und haben Gott gedankt für das Wunder. Als wir an der Haltestelle stoppten, waren die Menschen wie versteinert. ‚Willkommen', riefen wir, ‚steigt nur ein!' Sie konnten es immer noch nicht fassen. Einer fragte: ‚Was kostet es denn?' – ‚Na, 15 Kopeken, wie immer.' Am Revolutionsplatz trafen wir auf eine Panzerkolonne, die unterwegs war zur Front. Die Soldaten ließen ihre Panzer im Stich und kamen zu uns gelaufen. ‚He, Schwesterchen, ihr Lieben, wartet!' Sie umarmten und küßten uns, wir haben uns gegenseitig gute Reise gewünscht."

★

Fünftes Bild, 1942, 1943, ständige Fahrten unter Bomben- und Granateinschlägen, Blockadealltag.

Daß die Straßenbahn wieder verkehrte, stärkte den Lebensmut der Verteidiger und demoralisierte den Feind. Straßenbahneinrichtungen gehörten zu den bevorzugten Zielen der Belagerer. Denn die Straßenbahn half Leben verlängern und erhalten. Wissenschaftler haben später ausgerechnet, daß ein zum Betrieb hin und zurück beförderter Arbeiter 400 Kilokalorien weniger verbrauchte, als wenn er die Strecke zu Fuß hätte zurücklegen müssen; 400 Kilokalorien – das war mehr als die Energiemenge seiner täglichen Brotration. Die Straßenbahn transportierte Sand zum Löschen der Brandbomben, Militärgüter, Soldaten, 250 000 allein im ersten Kriegsjahr, bis an die Front; auf dem Rückweg nahm sie Verwundete mit.

Valentina Afanassjewa: „Meine Schwestern arbeiteten dann als Sanitäterinnen. Unsere Waggons waren so ausgerüstet, daß wir die Tragen federnd aufstellen konnten. Trotzdem schrien viele vor Schmerz. Zu Neujahr gab es Rotwein und Machorka für uns auf Zuteilung. Wir haben denen, die keine Hände mehr hatten oder sie nicht mehr gebrauchen konnten, Zigaretten gedreht und in den Mund gesteckt und ihnen Wein eingeflößt. Einmal haben wir beschlossen, einen Tag lang nichts zu essen. Dreimal 250 Gramm Schwarzbrot, das war schon was, das konnte man im Lazarett an unsere Fahrgäste verteilen. Wir haben auch vor den Verwundeten gesungen, richtige kleine Laienkonzerte gegeben, Katjuscha und Nebel, nichts als Nebel, eben russische Volkslieder... Manchmal frage ich mich, wo wir die Kraft hergenommen haben. Wir haben immer nur den Gedanken gehabt, daß unsere Stadt unser bleiben muß, daß wir unbedingt siegen müssen."

★

Valentina Afanassjewa ist noch mit 74 berufstätig, hat das Museum im Depot unter sich, steht der Veteranenkommission vor, müßte früh halb neun da sein, ist aber schon um sieben am Platz: „Ohne Arbeit – das ist doch kein Leben." Wenn sie nachmittags nach Hause kommt, hat der Mann eingekauft und gekocht, gut gekocht, wie sie betont. Er war Automechaniker, ist Kriegsveteran, einmal wäre er um ein Haar in seinem T 34 verbrannt. In drei Tagen feiern sie Goldene Hochzeit, mindestens 40 Gäste, hauptsächlich Nowgoroder Verwandtschaft.

„Wird das nicht ein bißchen eng zu Hause?"

„Wieso zu Hause. Wir haben einen Palast gekauft, es gibt doch so viele Paläste hier." –

★

Der „Hochzeitspalast" in der Maurice-Thorez-Straße bietet reich gedeckte Tafel, Tanzkapelle; in Wort, Dias und Gedichte gesetzten Lebenslauf des Jubelpaars, gesprochen und gesungen von einer schauspielerisch ausgebildeten Zeremonienmeisterin; eine Kamerafrau, einen Fotografen (Filmaufnahmen von der Feier und Abzüge werden zum Schluß gezeigt); diverse Einlagen wie den achtungsvoll-lieben Auftritt des „grünen" Hochzeitspaares, das den Nebensaal gemietet hat.

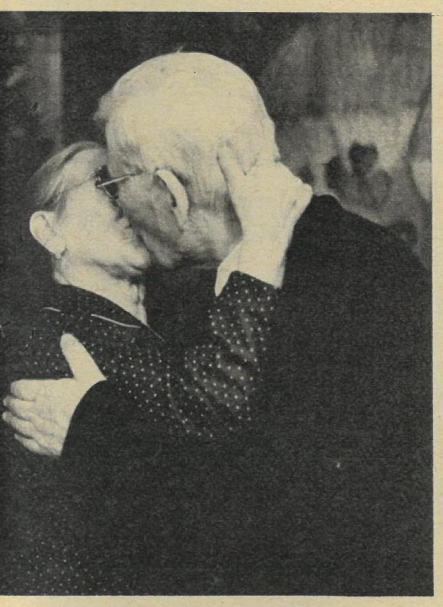
Irgendwann bin ich dran. Ich hätte die Leningrader und die Dresdner Straßenbahner preisen können. Wie sie sich gegenseitig besuchen (nicht nur die Chefs, auch die Fahrer), wie sie sich gern ihre jeweiligen technischen Finessen abgucken lassen. Aber ich möchte meinen Toast persönlich halten. So rede ich von einer anderen Hochzeit, die ich ein paar Straßen weiter erlebt habe. Der Bräutigam – mein Sohn, fünf Jahre DDR-Student am hiesigen Bergbauinstitut; die Braut – ein Leningrader Mädchen. Daß ich mich vor Valentina Afanassjewa und ihrem Gatten verneige, sage ich, weil sie viel dafür getan haben, daß wir heute so miteinander leben können. Es wird lange und heftig geklatscht, vor lauter Verlegenheit vergesse ich mein Glas zu leeren und mich wieder hinzusetzen. Danach passiert eine Menge. Drei Frauen um die Fünfzig aus der Nowgoroder Ecke drücken Lothar und mir fest die Hand, bemerken beiläufig, wirklich ganz beiläufig, daß sie als Kinder in ein deutsches KZ deportiert worden und nur durch ein Wunder der Gaskammer entkommen sind. Noch ehe ich die Information richtig verdauen kann, will ein junger Nowgoroder mit mir anstoßen, er ist gerade vom Militärdienst aus Neuruppin zurückgekehrt. Dann holt mich eine feurige Dame aus Valentinas Schülerschar zu diesem russischen Tanz, bei dem einem so schön schwindlig wird. Arme untergehakt und wie verrückt linksrum, dann das Ganze in ebenso rasender Drehung nach rechts.

Muß ich noch sagen, daß wir sehr glücklich waren an diesem Abend, Lothar Willmann und ich? Über das, was zwischen unseren Völkern geworden ist in den letzten vierzig Jahren.

Zeremonienmeisterin: „Wer das größere Stück Brot abbricht, hat bis zur nächsten, der Diamantenen Hochzeit, die Hosen an…“

„Ach, Alter, was haben wir nicht alles zusammen ausgelöffelt in 50Jahren, da wirst du d e n Brocken auch noch verkraften.“

Chor der Gäste: „Gorko, gorko – bitter, bitter!“ Und das goldene Paar weiß natürlich, wie man darauf antworten muß.



...man ahnt die ungeheure Leistung

Ein Braunkohletagebau im Winter. Landschaft zwischen Natur und Industrie. Aufgerissene Erde, die in Jahren wieder glatt und grün sein wird. Man glaubt in der Ferne das mahlende Geräusch der riesigen Förderbrücke zu hören, das Scheppern von stählernen Eimern, den Pfiff einer Lok, das Rollen von Waggons.
Ein stilles Bild. Aber man ahnt die ungeheure Leistung. In diesem Winter, der nun hoffentlich bald zu Ende geht, hat die Braunkohle-Industrie der DDR ihre bisher höchste Produktion in einem solchen Zeitabschnitt erreicht. Sie wird an jedem Tag neu gefordert. Und jeder Tag hat 24 Arbeitsstunden, hier ebenso wie in der gesamten Kohle- und Energiewirtschaft, auch bei der Eisenbahn und in anderen Ver-

kehrsbetrieben, die den Strom von Rohkohle, Siebkohle und Briketts zu den Verbrauchern bringen. In seiner Rede vor den 1. Kreissekretären hat Erich Honecker allen diesen Kollektiven besonders gedankt, auch den vielen Helfern aus anderen Bereichen und den bewaffneten Organen.

Ohne unsere Braunkohle geht nichts. Sie ist die Säule der Energieversorgung, von der Elektroenergie bis zum Stadtgas, von der Fernwärme bis zur Ofenheizung. Sie gewinnt – auch buchstäblich – ein immer größeres Gewicht für die Chemie. Möglichst wenig Kohle soll verbrannt, möglichst viel soll in der Carbochemie veredelt werden, und wo Kohle verbrannt wird, soll es mit höchstmöglichem Wirkungsgrad bei möglichst geringer Umweltbelastung geschehen. Neue Heizkessel mit viel höherem Wirkungsgrad werden produziert – nur ein Stichwort für das vielfältige Bemühen um weitere Fortschritte bei der Energieökonomie.

Enorme Mengen Rohbraunkohle müssen gefördert werden, damit unsere Wirtschaft Energie und wir eine warme Wohnung, Licht, Gas haben. Im vorigen Jahr waren es 296 Millionen Tonnen, in diesem sollen es 298 Millionen werden. Noch größer sind die Mengen an Abraum, die bewegt werden müssen, jetzt bei metertief gefrorenem Boden unter besonders schweren Bedingungen. Eine ungeheure volkswirtschaftliche Leistung steckt in dieser auch transportaufwendigen Kohle- und Energieproduktion einschließlich aller dafür notwendigen Investitionen. Selbst solch ein Tagebau-Großgerät ist nur ein Bruchteil davon.

Dennoch: Was wären wir ohne die Braunkohle! Energieträger-Importe in dieser Größenordnung wären für uns fast unbezahlbar. Die in der Hauptsache auf Braunkohle gegründete langfristige Energiepolitik der DDR war stets goldrichtig. Sie hat in diesem Winter eine neue und besonders harte Probe bestanden. In der vordersten Front standen und stehen dabei die Kohlekumpel, in diesem Tagebau wie in jedem anderen. Die meisten von ihnen möchten wohl nicht, daß man darüber viele Worte verliert. Das ist unsere Arbeit, sagen sie. Ich kann's vestehen. Dennoch: Ehre, wem Ehre gebührt. Also Hut ab vor dieser Leistung.

Dr. Karl-Heinz Arnold, Journalist

Foto: Werner Großmann

● Wörtlich

Im weltweiten Friedenskampf zählt nicht zuletzt auch die Tat jedes einzelnen unserer Mitglieder.

Heinz Kuhrig, Mitglied des ZK der SED, Vizepräsident der Gesellschaft für DSF, auf der 6. Tagung des Zentralvorstandes.

● Kurz berichtet

Über die Zusammenarbeit der Freien Deutschen Jugend und der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft bei der kommunistischen Erziehung der jungen Generation berieten in Berlin das Sekretariat des FDJ-Zentralrats und das Präsidium des DSF-Zentralvorstandes. Es wurden gemeinsame Maßnahmen zur Vorbereitung des XI. Parteitages der SED vereinbart, die der weiteren Festigung der Freundschaft zum Lande Lenins dienen.

Rund 120 000 sowjetische Touristen besuchen im 40. Jahr des Sieges und der Befreiung unsere Republik. Aus diesem Anlaß werden insgesamt 3500 Freundschaftstreffen stattfinden und für 4000 der Gäste in 11 Bezirken im April und Mai Bälle der Freundschaft organisiert.

In der Reihe „Argumente – Fakten – Zahlen" wird der DSF-Zentralvorstand zur Unterstützung der massenpolitischen Arbeit in Kürze ein Material mit dem Titel „40. Jahrestag der Befreiung – Beginn eines neuen Lebens" herausgeben.

Die 25 Häuser der DSF in der Republik haben jährlich etwa 1,8 Millionen Besucher, die hier Stunden der Begegnung mit sowjetischen Freunden oder niveauvolle künstlerische Veranstaltungen erleben oder Argumente zu sie bewegenden Fragen erhalten.

Die Freundschaftsgesellschaft verfügt gegenwärtig über 1248 Referentenkollektive, in denen mehr als zehntausend ehrenamtliche Referenten eine anerkennenswerte politisch-ideologische Arbeit leisten.

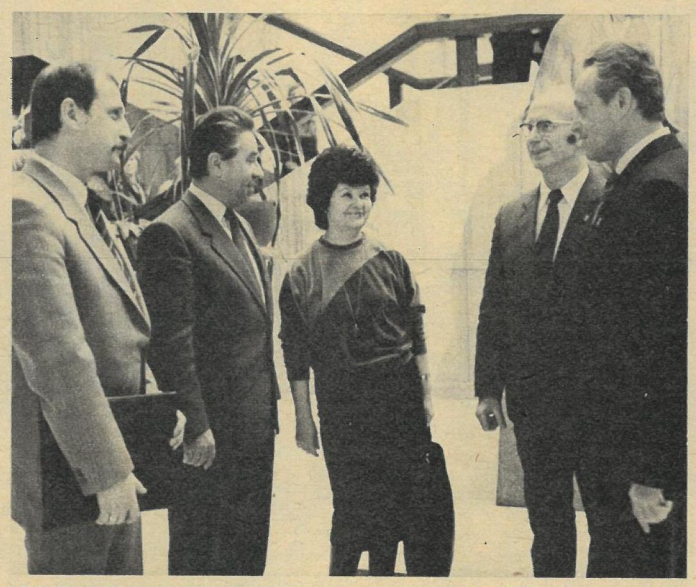
Bis zum 15. Februar fanden in bereits 18400 Abteilungsgruppen und Grundeinheiten die Jahreshauptversammlungen statt, an denen 1,5 Millionen Mitglieder teilnahmen. An der Aussprache beteiligten sich über 140 000 Freunde.

Dem 40. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus widmeten 24 Volkskunstkollektive aus Berlin eine Ausstellung zum Thema „Frieden – Freundschaft – Lebensfreude", die zur Zeit im Zentralen Haus der DSF zu sehen ist.

Vom Montageplatz zum Rednerpult

Wir hatten sie in gewohnter Umgebung kennengelernt, in ihrem weit über die Grenzen der Republik hinaus bekannten Betrieb, dem KWO – Kabelwerk Oberspree „Wilhelm Pieck", Berlin. Ruth Konrad arbeitet hier als Montiererin im Kollektiv „Otto Nagel" der Drahtfabrik. Seit dem XII. Kongreß ist sie Mitglied des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Auf der 6. (erweiterten) Tagung, die im Großen Saal des Hauses der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur in der Berliner Friedrichstraße stattfand, sprach sie als erste Diskussionsrednerin. Sprach über die vielfältigen Aktivitäten der viereinhalbtausend DSF-Mitglieder ihres Betriebes. „Auf der Basis des Kampfprogramms der Betriebsparteiorganisation stehen wir gemeinsam mit den Kommunisten des Werkes an der Spitze im sozialistischen Wettbewerb, um einen würdigen und abrechenbaren Beitrag zum XI. Parteitag der SED zu leisten." Die Tagungsteilnehmer erfuhren, daß von den 239 sozialistischen Kollektiven im KWO bereits 189 den Ehrennamen „Kollektiv DSF" tragen, daß diese Kollektive die Zielstellung des Stammwerkes unterstützen, den Anteil des Exports in die Sowjetunion, der 53,5 Prozent des Gesamtexports ausmacht, planmäßig zu realisieren. So nahmen sich beispielsweise die Kollektive der Drahtfabrik, in der Ruth Konrad arbeitet, vor, im Monat Februar ihren Exportanteil mit 115 Prozent zu erfüllen. Die Berliner Arbeiterin hatte mit ihrem Beitrag unmittelbar an das Referat angeknüpft, in dem der Vizepräsident der Gesellschaft, Heinz Kuhrig, die vor der Massenorganisation stehenden Aufgaben in Vorbereitung des XI. Parteitages der SED nannte, zu denen auch die termin- und qualitätsgerechte Lieferung der für die Sowjetunion bestimmten Exporte gehört. Wörtlich sagte der Redner: „Die Erfüllung aller ökonomischen und wissenschaftlichen Aufgaben gegenüber der Sowjetunion wird in noch größerem Maß zu einer Ehrenpflicht jedes Mitglieds unserer Organisation... Alles, was wir in der politisch-ideologischen Arbeit tun, muß auf konkrete Taten zielen und in einem Leistungszuwachs münden, der den wachsenden Anforderungen gerecht wird." Denn: Je stärker der Sozialismus, desto sicherer der Frieden, auf dessen Erhaltung die gesamte sowjetische Politik gerichtet ist. Sie umfassend zu erläutern, gehöre ebenso zu den Aufgaben für jedes DSF-Mitglied wie die entschiedene Zurückweisung aller antisowjetischen Verleumdungen. Die gegenwärtig stattfindenden Jahreshauptversammlungen wurden und werden bereits in diesem Sinne genutzt. Am Ende der Tagung, an der auch die Kreissekretäre und weitere leitende Funktionäre teilnahmen, wurde einmütig ein Brief an Erich Honecker verabschiedet. In ihm sprechen die Teilnehmer ihren Dank für die auf das Wohl des Volkes und die Sicherung des Friedens gerichtete Politik der Partei der Arbeiterklasse aus.

Horst Goldschmidt (Text)
Detlef Christel (Fotos)



Von links nach rechts: Der Bezirkssekretär von Berlin, Hartmut Moreike, Vizepräsident Heinz Kuhrig, Zentralvorstandsmitglied Ruth Konrad sowie die Präsidiumsmitglieder Dr. Ernst Mecklenburg, Vorsitzender der DBD, und Professor Dr. Manfred Gerlach, Vorsitzender der LDPD

Ehrenrettung eines Erfinders

Auskünfte für FREIE WELT übers Erfinden in Bulgarien gab Dr.-Ing. Radoslava Kazandjieva, stellvertretende Generaldirektorin im Institut für Erfindungen und Rationalisierung in Sofia.

– Wie erfinderisch sind die Bulgaren?
– In jedem Jahr erreichen uns etwa 4500 Anträge. Davon erkennen wir etwa 40 Prozent an. Jeder fünfte Erfinder arbeitet an einer Hochschule oder an einer Akademie. In den letzten zehn Jahren waren die Bulgaren besonders erfindungsreich. In diesem Zeitraum wurden nämlich 56 Prozent aller bis dahin von unserem Institut – es besteht seit 1948 – registrierten Erfindungen gemacht.

– Sie sind täglich von Erfindern umgeben. Welche Eigenschaften schätzen Sie an ihnen?
– Unsere Statistik besagt, daß gegenwärtig an einer Erfindung durchschnittlich vier Autoren beteiligt sind. Das kann auch gar nicht anders sein, denn sie reicht heute weit über die Enge der traditionellen Fachgebiete hinaus. Da sind Kooperation und Partnerschaft nötig. Können Sie sich heute die Erfindung eines Maschinenbauers ohne die Mitwirkung eines Elektronik-Spezialisten vorstellen? Einen Erfinder, so meine ich, zeichnet aus, daß er ein guter Fachmann ist und über tiefgründiges technisches Wissen verfügt. Zudem muß er schöpferisch sein und auch hartnäckig im Durchsetzen des Erfundenen.

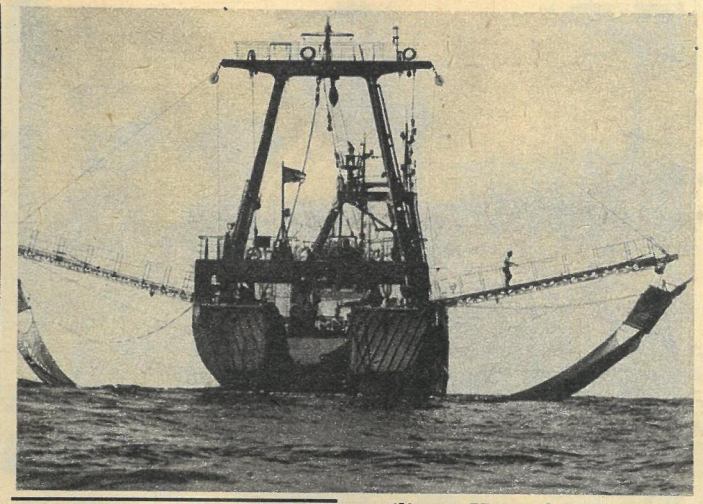
– Auch gegenüber Ihrem Institut?
– Siebzig Prozent der Erfindungen entsprechen den staatlichen Planaufgaben, und auf diese warten wir dringend. Die anderen haben es da, zugegeben, etwas schwieriger, werden von uns selbstverständlich auch ernst genommen.

– Gibt es dennoch Erheiterndes, Ungewöhnliches unter den eingereichten Vorschlägen?
– Es liegt schon Jahre zurück, da unterbreitete uns jemand einen detaillierten Vorschlag, wie er gedenkt, die Windenergie volkswirtschaftlich zu nutzen. Gewiß schmunzelte damals mancher. Windenergie spielte zu jener Zeit keine Rolle bei uns. Aber jetzt, da wir die Energiesituation anders beurteilen, zeigt sich, der Mann war weitsichtig. Wir haben ihn kürzlich zu uns eingeladen. Er hat unsere Unterstützung gefunden, wir helfen ihm jetzt bei seinen geplanten weiteren Experimenten.

– Welche Aufgaben haben 1985 in Ihrem Institut den Vorrang?
– Wir sind dabei, die Gesetzgebung auf dem Gebiet des Erfinderwesens in Einklang zu bringen mit den Anforderungen des neuen ökonomischen Mechanismus bei uns. Ziel ist, die Effektivität des erfinderischen Schaffens zu erhöhen und seine Ergebnisse schneller praxiswirksam zu machen. Dabei studieren wir natürlich die Erfahrungen anderer sozialistischer Länder, eingeschlossen der DDR. Wir entwickelten eine Reihe von Formen zur Stimulierung. Seit 1979 gibt es beispielsweise den Wettbewerb um die „Erfindung des Monats". Dabei bewertet eine Fachkommission alle eingereichten Vorschläge, erfaßt die volkswirtschaftlich besonders wertvollen und unterstützt deren schnellste Einführung in die Praxis.

– Ende des Jahres ist Bulgarien Gastgeber einer internationalen Leistungsschau junger Erfinder.
– Dazu laden wir auch junge Gäste aus der DDR herzlich ein. Im November 1985 findet eine „Weltausstellung der Leistungen junger Erfinder" in unserem Land statt. Diese Ausstellung steht unter der Schirmherrschaft Todor Shiwkows und der Weltorganisation für geistiges Eigentum. Ziel dieser Veranstaltung ist es, einen Beitrag zur Wahrung der internationalen Zusammenarbeit und Sicherung des Friedens zu leisten.

Interview:
Wolfgang Tautenhahn



Volle Hols auf Indik-Bänken

Als schmales blaues Band schmiegen sich auf der Seekarte die Flachwasserregionen eng an Moçambiques 2795 Kilometer lange Küste. Lediglich im weiten Mündungsbereich des Sambesi dehnt sich das Kartenblau ein wenig ostwärts, bevor auch hier der südostafrikanische Schelf jäh in die weiß kartierten, biologisch „lebensarmen" Tiefen des Moçambique-Channel abfällt. Um so munterer aber tummeln sich in der Flachsee wohlschmeckende Zahnbrassen, Großaugenbarsche, Stachelmakrelen, Garnelen... Die portugiesischen Kolonialherren hatten es ehedem rigoros verhindert, daß moçambiquanische Fischer den marinen Reichtum vor ihrer Küste nutzten. Das änderte sich nach dem Sieg der FRELIMO. Die junge Volksrepublik suchte und fand Partner – allen voran die Fischer der UdSSR, Bulgariens und der DDR –, um aus dem Nichts eine eigene, nationale Fischerei aufbauen zu können. Und seitdem finden sich auch häufiger Meeresgaben auf dem Tisch der einheimischen Familien. Von draußen auf See bis hinein ins Innere des Landes reichen mittlerweile die verschiedenen Formen der Zusammenarbeit – beginnend bei Fischforschung, über Vertragsbeziehungsweise Gemeinschaftsfang, Fischverarbeitung, Praktikanten- und Berufsausbildung bis zum Kühlhausbau. Auch die DDR-Hochseefischer werfen schon seit einer Reihe von Jahren – geregelt durch das Fischereiabkommen von 1976 – im Indik ihre Netze aus. Auf dem am weitesten von der Heimat entfernten ihrer acht internationalen Fangplätze operieren derzeit vier Schiffe: Saßnitzer Trawler, speziell für den Garnelenfang ausgerüstet (Bild oben), sowie Kutter, die mit ihren Schleppnetzen vor Beira den Fischschwärmen nachstellen, volle Hols an Bord hieven und die begehrten Fische anlanden. Das vor Jahreswechsel vom Unterausschuß Fischereiwesen des Gemeinsamen Wirtschaftsausschusses DDR–Moçambique signierte Protokoll sichert weitere Schritte der Meeres-Partnerschaft. Wichtiger Punkt: Berufsausbildung künftiger moçambiquanischer Spezialisten der Fischerei in der DDR.

Helmut Reich

Killer als Schauspieler

Über den amerikanischen Hetzfilm „Die rote Flut" hat FREIE WELT schon einmal berichtet (FW 26/84).
Nun gilt es, einiges nachzutragen. Der Film „erzählt" von einem fiktiven Überfall sowjetischer, kubanischer und nikaraguanischer Soldaten auf die USA. Jedoch sind viele der mordenden Filmsoldaten auch in ihrem wirklichen Leben Killer und Banditen. Beispielsweise zwei Männer namens Cliff Albright und Tom Naylor. Beide bilden in Honduras nikaraguanische Contras aus und unterweisen sie darin, wie man Bauern, Lehrer, Ärzte mordet, wie man Minen an Silos, Brükken, Industrieanlagen legt. Sie sind nicht die einzigen Söldner, die dem faschistischen Film ihren Stempel aufprägten. Nach Beendigung der Dreharbeiten trafen sich die „Darsteller" in Las Vegas; Gastgeber war die Söldner-Zeitschrift „Soldiers of Fortune". Ein Haufe von Desperados und Halsabschneidern kam zusammen, sie alle waren weitgereist und haben ihr Handwerk in El Salvador, Angola, Moçambique, Afghanistan, Nikaragua ausgeübt. „Geh in fremde Länder, begegne interessanten Menschen und bringe sie um", stand auf den T-Shirts einiger Gäste. Wahrlich geeignete Darsteller, um den Leitgedanken der Filmautoren und -produzenten ins rechte Bild zu setzen. „Eine klare Lektion für alle Zuschauer über die Bedeutung der Aufrechterhaltung der amerikanischen Stärke." Diese Worte allerdings sprach Alexander Haig, Ex-NATO-Oberbefehlshaber, ehemaliger Außenminister und Chefberater des Films. Entlarvend ist, daß für dieses Schmutzwerk sich kein anderer Regisseur fand als ein gewisser Milius, der sich selbst einen Faschisten nennt und Hitler einen „netten Burschen". Als diese antisowjetische Kriegsverherrlichung in der BRD zur Aufführung gelangte, flogen Farbbeutel gegen die Leinwand, Flugblätter wurden verteilt. Die demokratische Öffentlichkeit wehrte sich. In Bielefeld, Bochum, Borken, Braunschweig, Bremen, Dortmund, Düsseldorf, Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg, Westberlin, Hamburg und München mußte der Film aus dem Programm genommen werden. Ein ermutigendes Zeichen im Kampf gegen Völkerhetze, gegen Rüstung und Krieg.

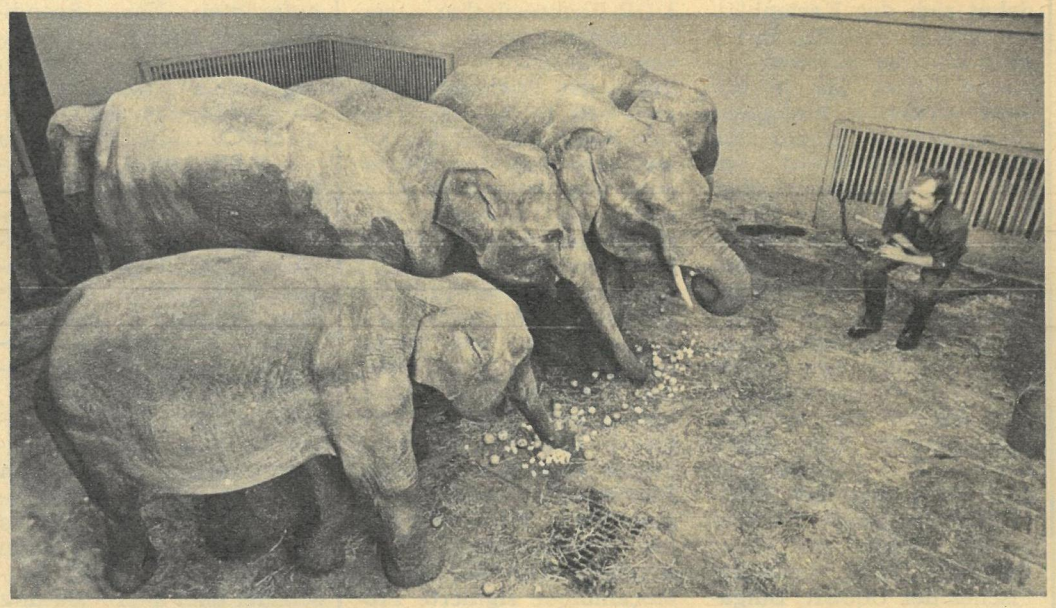
Hans Bergmann

Motorisiert

Das gestiegene Lebensniveau der chinesischen Dorfbevölkerung drückt sich auch in erhöhter Kaufkraft aus. Neben Kühlschränken, Fernsehgeräten und Waschmaschinen erfreuen sich Kleinmotorräder besonderer Beliebtheit.

Gewichtig

Eine Reise um die halbe Welt haben die fünf Asiatischen Elefanten hinter sich, die ursprünglich auf Kuba eine Heimat finden sollten. Aus veterinärhygienischen Gründen konnte ihres Bleibens dort nicht sein, und so schwammen die jungen Dickhäuter via Moskau über den „Großen Teich". Statt mit Brot und Salz empfing ihr künftiger Pfleger im Zoopark sie mit Äpfeln und Rüben.

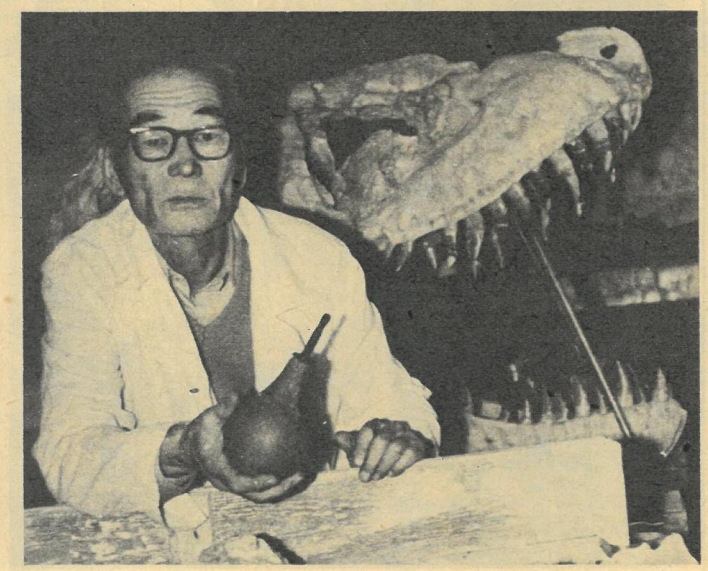


Erfolgreich

Als erste sowjetische Sängerin erhielt Alla Pugatschowa in Helsinki eine „Goldene Schallplatte". Ihre Lieder – in finnischer Übertragung – werden inzwischen auch von Stars des skandinavischen Landes mit Erfolg gesungen.

Fündig

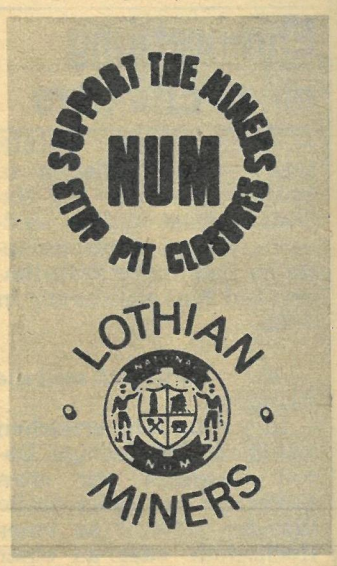
Behutsam säubert der Präparator im Paläontologischen Museum der Akademie der Wissenschaften von Ulan-Bator, B. Namorai, die Knochenteile eines Tarbosauriers (unten). In 15jähriger Zusammenarbeit mit sowjetischen Fachleuten haben die mongolischen Paläontologen vor allem in der Wüste Gobi über 100 Fundstellen entdeckt. 25 Dokumentenbände geben inzwischen Auskunft über diese einmaligen Ausgrabungen in Asien.

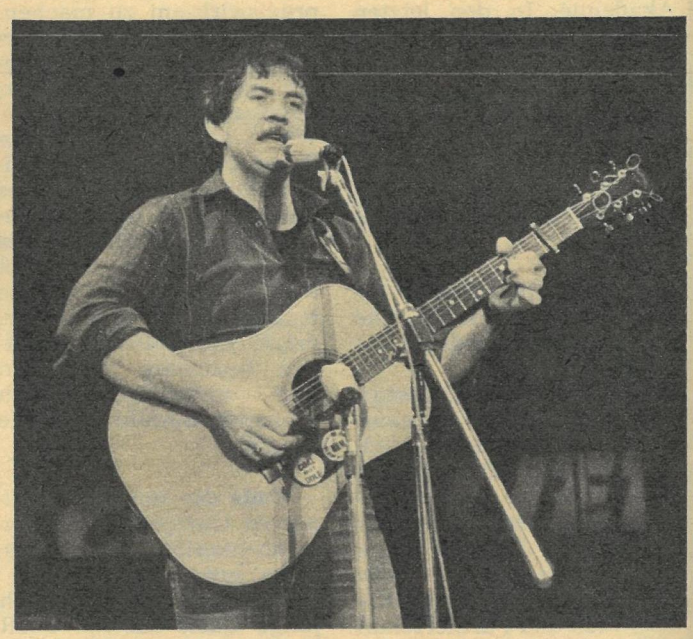


Think again – Denk nach!

Dieses Lied sang der Schotte Dick Gaughan auf dem 15. Festival des Politischen Liedes. Denk noch mal nach – das bezieht sich auf die Frage im Lied von Jewgeni Jewtuschenko „Meinst du, die Russen wollen Krieg?", das Gaughan anregte, seinen Song zu schreiben. Er will mit diesem Lied vor allem dem Publikum auf seiner Heimatinsel einen Denkanstoß geben. Jahrzehntelang antisowjetisch beeinflußt, haben die meisten seiner Landsleute vergessen, daß sie selbst, ihre Eltern oder Großeltern gemeinsam mit der Sowjetunion vor 40 Jahren den Sieg gegen das faschistische Deutschland erfochten hatten. Durch seinen Vater erfuhr Dick schon als kleiner Junge von diesem Kampf. Der Vater gehörte zu den tapferen britischen Seeleuten, die während des Krieges Waffen und Nahrungsmittel von der Insel nach Murmansk brachten. Als Siebzehnjähriger stand Dick Gaughan zum ersten Mal mit seiner Gitarre auf der Bühne. Traditionelle irisch-schottische Volksweisen waren sein Repertoire. Schließlich nannten ihn führende Musikzeitschriften den „besten, schöpferischsten und vielseitigsten Folksänger Schottlands". Die Teilnahme an der Ostermarschbewegung, der engere Kontakt mit Arbeitern und auch Auftritte in sozialistischen Ländern, wie 1982 bei den „Roten Liedern" in der DDR, führten den jungen Mann in die Reihen der Kommunistischen Partei. Auch als Künstler wandelte sich sein Profil. Aus dem Sänger wurde ein Liedermacher, der unter Verwendung traditioneller Vorlagen wie aktueller Themen die Lebendigkeit der Folklore im Klassenkampf beweist. Zum diesjährigen Festival brachte er die Grüße der für die Erhaltung ihrer Arbeitsplätze streikenden britischen Bergleute mit (und ihre Abzeichen – unten). Er kämpfte an ihrer Seite und ruft zur Solidarität mit ihnen auf, wie sie in vielfältiger Weise gerade auch von Gewerkschaftern sozialistischer Länder geübt wird. Zurück aus Berlin, will er eine Schallplatte für die Bergarbeitergewerkschaft aufnehmen und eine Reise durch Schottland machen. Tourneen und Festivalteilnahme führten Dick Gaughan durch Westeuropa, in die USA, nach Kanada, Japan, in die ČSSR und die DDR. Gern erinnert er sich an die Auftritte in Moskau, Tbilissi und besonders in Leningrad. In diesem Jahr will Dick Gaughan seine Lieder noch in Bulgarien und der ČSSR vortragen. Und wieder die vielen Freunde in der Sowjetunion besuchen, die ihn vor allem durch „Radio Moskau" kennen und von denen er viel Post bekommt. Sicher wird er dann sein „Think again" wieder vortragen.

Josef Koch





Patente, Partner und Potenzen

Das Forschungszentrum der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR in Dummerstorf (Bezirk Rostock) trägt seit mehr als zehn Jahren als Koordinator des RGW für biologische Grundlagen der Tierproduktion eine besondere Verantwortung. Daraus resultieren Arbeitskontakte zu mehr als 60 Instituten in sozialistischen Ländern. Nur ein Beispiel – denn die Schaffung gemeinsamer Forschungseinrichtungen für die gesamte Volkswirtschaft (bisher neun) und internationaler Koordinierungszentren (bisher 63) ist eine bewährte Form der Zusammenarbeit auf wissenschaftlich-technischem Gebiet zwischen RGW-Ländern. Weitere erprobte Methoden sind die Bildung zeitweiliger gemeinsamer Forschungskollektive, der Austausch von Informationen, Dokumentationen und Lizenzen, die gegenseitige Unterstützung bei der Ausbildung wissenschaftlich-technischer Kader. Durch intensive Gemeinschaftsarbeit von Wissenschaftlern der DDR und der UdSSR entstanden bereits viele Spitzenleistungen: beispielsweise die Entwicklung von Plasma-Primär-Schmelzöfen, die Erzeugung von Hochdruckpolyätylen in der Polymir-60-Anlage, hochproduktive Schmiedepressen und Werkzeugmaschinen mit mikroelektronischer Steuerung, ein Wellenfach-Webautomat... Die DDR hat allein in den siebziger Jahren von ihren RGW-Partnern 560 Lizenzen erworben und 1200 ihrerseits vergeben. Zwischen 1976 und 1980 promovierten 292 Wissenschaftler unseres Landes an Forschungseinrichtungen im sozialistischen Ausland. Den wissenschaftlich-technischen Fortschritt durch die Vereinigung der Potenzen aller weiter zu beschleunigen, war ein erklärtes Ziel des RGW-Gipfels vom letzten Sommer. Die Voraussetzungen dafür sind gegeben. Über 10 000 Forschungseinrichtungen und Hochschulen in den RGW-Staaten bringen jährlich rund 100 000 patent- und urheberrechtlich geschützte Erfindungen hervor. Mehr als 2000 davon sind in der Regel Ergebnisse Ländergrenzen überschreitender Forschertätigkeit. Zahlen und Fakten, die nachdrücklich den Sinn und die Effektivität sozialistischer Integration beweisen.

Peter Buran

Im Banne des Baseballs

Welche Rolle Baseball im Leben der Bevölkerung Kubas spielt, zeigen vielleicht einige Worte Fidel Castros – übrigens auch ein exzellenter Spieler dieser Ballsportart – vor Schülern unseres Landes: „Ich wollte hier keine lange Rede halten, und zusammen mit den Genossen haben wir vereinbart, diese Versammlung zu einem festen Zeitpunkt zu beenden, weil, soviel ich weiß, ein interessantes Baseballspiel folgen soll. Ich mag es, offen gesagt, nicht, den Menschen mit ihren Interessen dazwischenzufahren: Wenn schon Baseball, dann Baseball...“ Kein Wunder also, wenn kubanische Sportfans Mißerfolge in jeder Sportart hinzunehmen wissen – im Baseball aber nach einer Länderspielniederlage sozusagen Staatstrauer herrscht. Glücklicherweise sind solche Tage selten. Kubas Nationalmannschaft stellt Weltspitze dar im Spiel mit dem kleinen, harten Lederball und dem Schläger aus Weidenholz. Immerhin stehen 17 Weltmeistertitel auf ihrem stolzen Konto. Seit dem Jahre 1953 holten sich die Athleten von der Karibikinsel zwölfmal ohne Unterbrechung den Siegercup. Dazu kommen noch acht Titel bei den Mittelamerikanischen und Karibischen Spielen, sechs bei den Panamerikanischen Spielen und sechs Junioren-Weltmeisterschaftssiege und zwei Interkontinental-Cups. Baseball – man kann es als entfernten Verwandten des deutschen Schlagball-Spiels bezeichnen – kam vom nordamerikanischen Kontinent auf unsere Insel. Bereits 1866 wurde das erste Vorführungsspiel in Kuba ausgetragen und 1878 das erste Turnier veranstaltet. Die Amateurspieler organisierten 1914 den regelmäßigen Spielbetrieb. Die absolute Spitze und internationale Erfolge erlangten sie allerdings erst nach der Revolution, als der Amateursport alle Unterstützung bekam und die Proficlubs aufgelöst wurden. Seither wurde Baseball zu einem wahren Volkssport, zu Kubas Nationalsportart Nummer eins. Die Zahl der Spieler wird mit einer halben Million angegeben. Von der Bezirksebene aufwärts sind 270 Mannschaften registriert. Leider gibt es keine Angaben über die Zahl der Teams, die in Wohnbezirks- und Kreismeisterschaften spielen. Unabhängig von den offiziellen Turnieren – deren niedrigste Altersgruppe von den 10- bis 12jährigen Spielern gebildet wird – beginnen schon dreijährige Jungen den Wurf mit kleinen Gummibällen zu üben. Vier, fünf Jahre später bevölkern sie schon jeden freien Platz, schälen sich die ersten Talente heraus. Diese Breite erklärt letztlich die Qualität der kubanischen Auswahlmannschaft. Jüngster Erfolg war die erfolgreiche Titelverteidigung gegen 12 starke Konkurrenten beim 28. Weltchampionat auf der heimatlichen Insel. Im entscheidenden Spiel wurden die USA mit 10:1 geschlagen. Der Jubel von Millionen Anhängern im Stadion, am Bildschirm und an Lautsprechern wurde zum Orkan, als Fidel Castro dem Mannschaftsleiter des kubanischen Teams den Siegerpokal überreichte.

Ricardo Agacino, Prensa Latina

● Erfahrenes

Satire kann nur dann nützlich sein, wenn sie einen Hauch von Güte in sich birgt.

Arkadi Raikin, sowjetischer Schauspieler

● Am Rande

Zirkuskunst stärkt nicht nur die Gesundheit, sondern auch den Charakter, behauptet das Medizinerehepaar Seidow aus Turkmenien. Gesagt, getan. Inzwischen sind die Seidows – Mutter, Vater und die vier Töchter – als Hobbyakrobaten und Jongleure im ganzen Land bekannt. Lohn ihres Fleißes war der erste Preis auf einem Laienkunstwettbewerb in der turkmenischen Stadt Taschaus.

● Splitter

Daß Störche gefährdete Tiere sind, zeigt ihre sinkende Zahl in mehreren Ländern Europas. In der BRD gab es im letzten Jahr noch 700 Paare, in Dänemark und den Niederlanden insgesamt nur 15 Paare. Am wohlsten fühlen sich die beliebten Vögel laut Statistik des Internationalen Rates für Vogelschutz in Polen, wo noch 25 000 Adebar-Paare ihre Nester gebaut haben.

Daß frisch gestaltete Lokale den Hauch von Geschichte ausstrahlen können, beweist das restaurierte Café „Literat“ am Leningrader Newski-Prospekt. Es präsentiert sich so wie am 27. Januar 1837, als gegen 16 Uhr Alexander Puschkin hier, im damaligen Café „Wolf“, eine Zeitung beiseite legte, um zu seinem verhängnisvollen Duell mit dem Baron d'Anthés-Heeckeren aufzubrechen. Es beendete das Leben eines der größten Dichter aller Zeiten.

Redaktion: Hajo Obuchoff; Fotos: D. Christel (2), V. Billeb, Klaus Winkler, ZB/Michel, ZB/Xinhua, ZB/Monzame, Prensa Latina (2); Vignette: D. Schüler

Die Gülle, also den Kot und Harn, den die landwirtschaftlichen Nutztiere uns hinterlassen, in einen sauberen Energiespender zu verwandeln, beschäftigt die Wissenschaftler schon seit langem. Aus dem Mist von Schweinen und Rindern entsteht nach einer technisch ausgeklügelten Metamorphose jener Brennstoff, der — Biogas genannt — den Motor eines Traktors betreiben oder Großanlagen mit Tausenden Tieren beheizen kann. Inzwischen ist das Faulgas durch neue Verfahren der Biotechnologie neben Wasser, Wind oder Sonne zu einer wichtigen natürlichen Energiequelle geworden.

Tankstelle Schweinestall

Ein Beitrag von Jochen Mämecke

Biogas, auch Faulgas, Sumpfgas, Klärgas oder Bihugas genannt, entsteht in der Natur spontan, besonders gut zu beobachten in sumpfigen Gegenden. Dem romantischen Dichter Eduard Mörike erschien es als „Die Geister am Mummelsee", die mit Fackeln ins Mummelseetal herunterkamen. Er glaubte zu sehen, „wie sie lieblich brennen und glühn", wie „sie spielen in grünendem Feuer".

Johann Baptist van Helmont, Arzt und Chemiker (1577 bis 1644), beschrieb als erster den Vorgang der Bildung von Biogas: Überall dort, wo organische Substanzen wie Pflanzen oder Exkremente von Tier und Mensch durch Bedeckung mit Wasser oder Sedimenten unter Luftabschluß geraten, kommt es zur Bildung von Gas. Mit Hilfe von Bakterien werden die Substanzen zersetzt, wobei vor allem Methan und Kohlendioxid freigesetzt werden. Erst später erkannte man, daß diese Stoffwechselkette in mehreren miteinander verzahnten Stufen verläuft, an denen jeweils Bakterien beteiligt sind. Methan entsteht schließlich aus niederen Fettsäuren und Alkoholen erst in der letzten Phase.

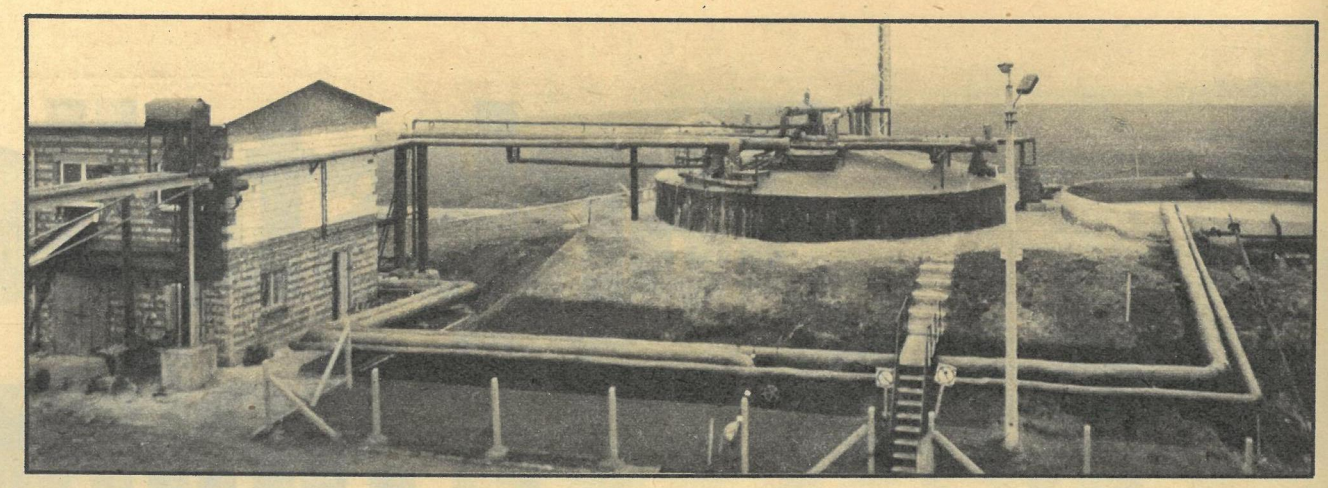
Der Mensch versuchte nun schon seit langem, diesen Prozeß nachzuvollziehen, die Energie des Biogases für Heizzwecke nutzbar zu machen. Die erste technische Anwendung soll bereits 1857 in einer indischen Siedlung für Leprakranke erfolgt sein. Ende des vergangenen Jahrhunderts wurden die Straßen der englischen Stadt Exeter mit Biogas beleuchtet. Nachdem solche Wissenschaftler wie Volta, Pasteur und Davy erste wissenschaftliche Grundlagen geschaffen hatten, gelangte Karl Imhoff um 1900 zu brauchbaren Lösungen bei der Ausnutzung kommunaler Abwässer auf einem Gebiet, das auch heute wieder das Interesse der Biogas-Spezialisten hat. Seit den dreißiger Jahren wurde die Abwasserbehandlung in einigen deutschen Städten mit der industriellen Gewinnung des Faul- und Klärgases gekoppelt.

Energie aus Mist

Die ersten Versuche, die Technik der Biogasgewinnung in die Landwirtschaft der DDR einzuführen, datieren aus den fünfziger Jahren. Es waren Einrichtungen, die für Großviehanlagen bis zu 200 Tieren berechnet waren. Solche großtechnischen Versuchsprojekte wurden damals in Gundorf, Bornim, Dresden und Freienbessingen errichtet oder geplant. Die unzureichende Wirtschaftlichkeit der Biogasproduktion unter den Bedingungen der vorwiegend einzelbäuerlichen Produktion und noch nicht lösbare technologische Probleme führten Ende der fünfziger Jahre zum Abbruch der Experimente, die Entwicklungsarbeiten wurden eingestellt.

In den 70er Jahren begann die Suche nach Wegen, um wertvolle und teure fossile Brennstoffe wie Erdöl und Erdgas oder Steinkohle abzulösen oder teilweise zu ersetzen. Die zunehmende Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion, der Übergang zu industriemäßigen Methoden der Tierhaltung und der damit verbundene verstärkte An-

Tankstelle Schweinestall



Eine der ersten Biogasanlagen der DDR wurde in der LPG Vippachedelhausen gebaut. Das Gemisch aus Methan und Kohlendioxyd wird für Heizzwecke verwendet.

fall von Gülle und Silosickersäften, Klärschlamm, Mist, Molke, Schlempe oder auch anderen Substanzen ließen wieder die Idee wach werden, diese wertvollen Abprodukte zu nutzen, sie zu „veredeln". In speziellen Reaktoren finden die Bakterien das richtige Milieu, um die Inhaltsstoffe entsprechend aufbereiten und ein brennbares Gemisch aus Methan und Kohlendioxyd – nämlich das Biogas – erzeugen zu können. Das Prinzip sieht am Beispiel der Landwirtschaft etwa folgendermaßen aus: Die Gülle von Schweinen und Rindern aus den Tierställen gelangt zunächst in eine Sammelgrube, von wo aus sie in große Behälter (Reaktoren) gepumpt wird. Diesem luftdicht abgeschlossenen Gärbehälter – nur unter dieser Bedingung werden die Bakterien aktiv – kann darüber hinaus auch andere Biomasse wie Pflanzenrückstände aus dem Feldgemüseanbau (Weißkohl) zugeführt werden. Die kleinen primitiven Organismen stellen höchste Ansprüche an Nahrung und ihre Umwelt. Sie bevorzugen ein dunkles, feuchtes Milieu, eine konstante Temperatur von 30 bis 35 Grad Celsius, einen ausreichenden Feststoffgehalt (bei Gülle wenigstens 3 bis 4 Prozent), ein bestimmtes Kohlenstoff-Stickstoff-Verhältnis im Nährstoff (10 bis 16 zu 1) und eine Wasserstoffionenkonzentration (pH-Wert) von 7 bis 7,5. Diese Bedingungen bestimmen entscheidend Umfang und Verlauf der Gasbildung und letztlich die Effektivität der Anlagen.

In der DDR wurden in den vergangenen Jahren erste Biogasanlagen gebaut, so im VEG(Z) Tierzucht Nordhausen, in der Rindermastanlage Delitzsch, in der Schweinezucht- und -mastanlage Rippershausen im Bezirk Suhl und in der LPG Vippachedelhausen bei Weimar. Weitere Anlagen sind bereits im Bau.

Seit Mitte Dezember des Jahres 1982 erzeugt die Anlage Vippachedelhausen, die zur Agrarindustrievereinigung Berlstedt gehört, Biogas. Es wird seitdem in einem Großversuch zum Heizen verwendet. In der Landwirtschaft wird für viele Heizzwecke Energie benötigt, so für Heißwasser, für das Beheizen der Ställe und Gebäude. Bei genügend anfallendem Biogas während der Sommerzeit kann mit Hilfe von Gasmotoren und Generatoren Elektroenergie erzeugt werden. Auch Nutzfahrzeuge, die mit Gasmotoren ausgerüstet sind, können kostensparend angetrieben werden.

In Berlstedt nutzte man für den Großversuch einen ehemaligen Güllespeicher, der mit einer Haube versehen wurde. Täglich werden in dem so entstandenen Reaktor mehr als 500 Kubikmeter Gas erzeugt und zum Heizen und Warmwasseraufbereiten zunächst unmittelbar im Objekt verwendet. Wenn die Anlage auf vollen Touren läuft, können zwei Großviehanlagen mit 4000 Milchkühen und 24 000 Schweinen beheizt werden.

Nach Meinung von Fachleuten der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften kommen in der DDR 170 Anlagen der Rinder- und 120 der Schweineproduktion als Standorte für derartige Biogasreaktoren in Frage. Rein theoretisch könnten, wenn diese Anlagen voll produzieren, ungefähr fünf Prozent des gegenwärtigen Brennstoffverbrauchs der Landwirtschaft abgedeckt werden. Andere Berechnungen geben niedrigere Werte an. Aber da diese Energiequelle ständig verfügbar ist und sicher noch größer wird, kann sie durchaus auf längere Sicht einen kleinen Teil der fossilen Brennstoffe ersetzen.

Für die in der DDR typischen Tierproduktionsanlagen liegt die zu erwartende tägliche Bruttogasproduktion bei 1000 bis 6000 Kubikmeter Biogas. Der Wert ist zweifellos beachtlich. Setzt man aber davon den zum Betrieb der Biogasanlage notwendigen Eigengasverbrauch ab, so für die Erwärmung der Gülle, dann verbleibt eine Biogasmenge, die einem Wirkungsgrad von 60 Prozent bei Rinder- und 75 Prozent bei Schweinegülle entspricht.

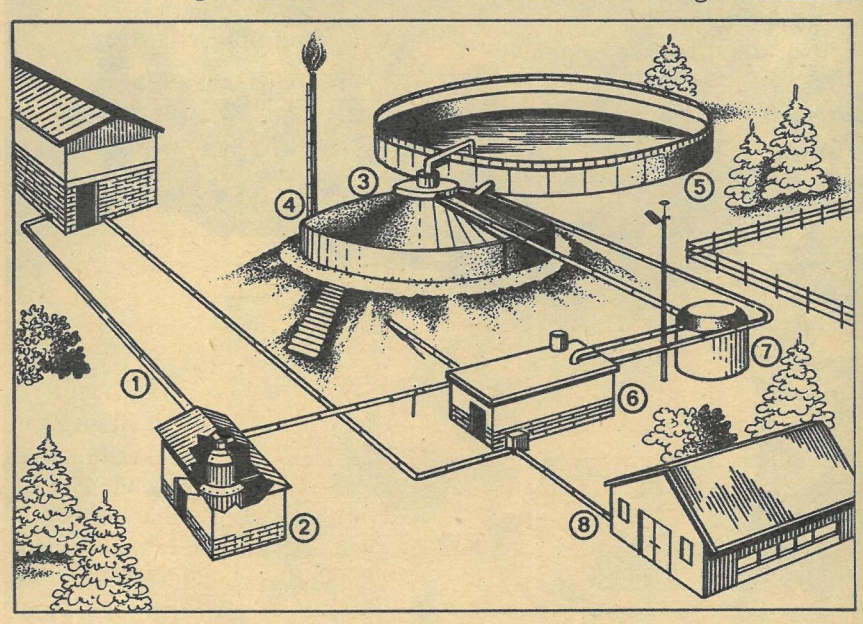
Ein anderer lohnenswerter Aspekt ist die Gewinnung von Dünger in diesen Anlagen. Ebenso wie ständig Biogas entsteht, bleibt Festmasse in Form wertvollen Düngers zurück. Eine Wertminderung der Gülle als Dung tritt nicht ein, auch wenn ihr in den Reaktoren ein Drittel bis zur Hälfte ihrer organischen Substanz in Form der leicht abbaubaren Kohlenstoffverbindungen entzogen wird. Ein weiterer Vorteil: Der aus dem Reaktor kommende wertvolle Dünger, der Faulschlamm, ist nahezu geruchlos.

Neun Millionen Biogasanlagen in der Welt

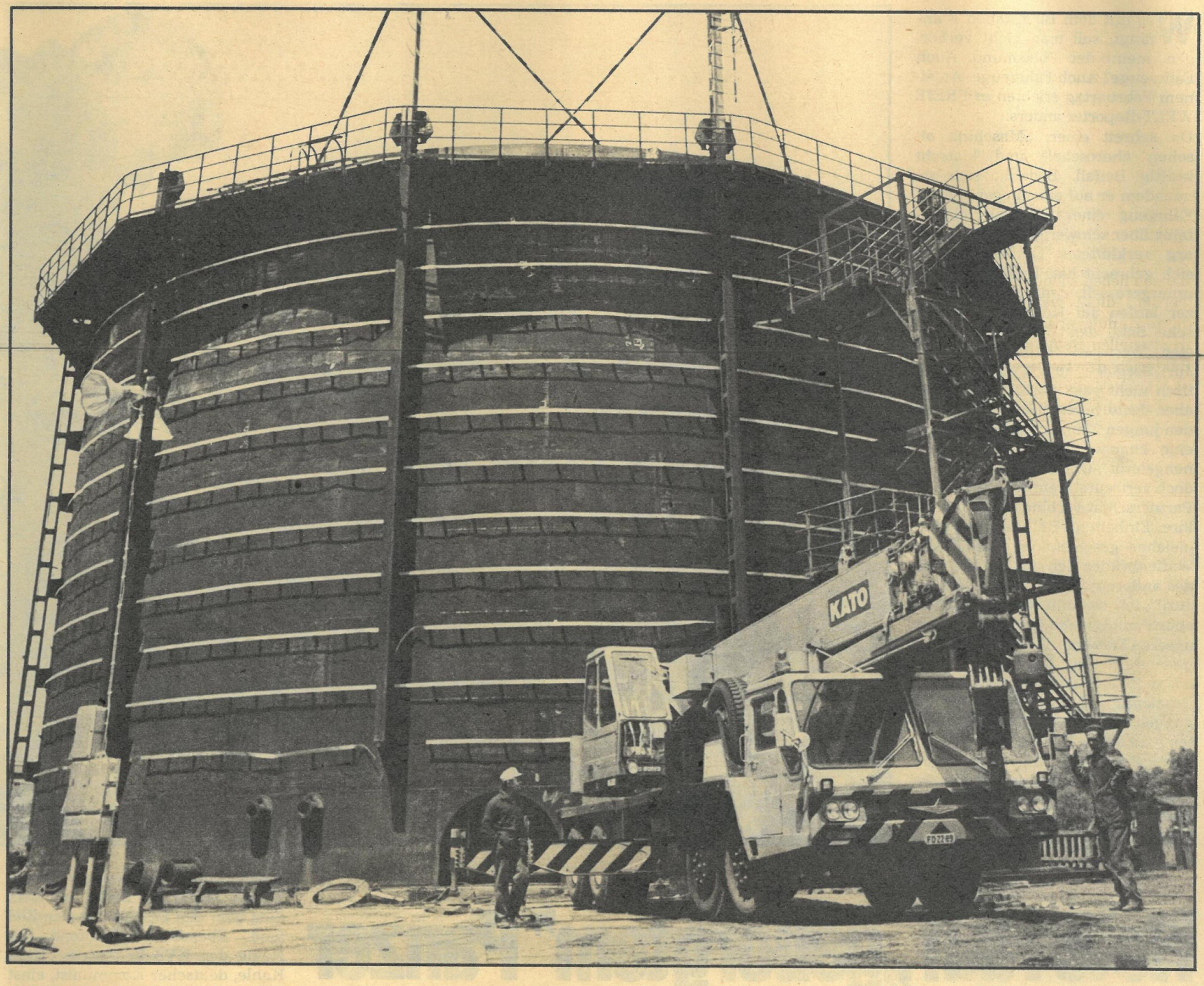
Statistiker schätzen, daß gegenwärtig in der Welt etwa neun Millionen Biogasanlagen betrieben werden. Allein acht Millionen davon soll es in China, eine weitere halbe Million in Indien und anderen südostasiatischen Staaten geben. Sie sind meist von geringer Leistung und einfachster Konstruktion. In den europäischen Ländern laufen annähernd 250 Anlagen mit anspruchsvollerem technischem Niveau.

Die nötigen Wärmebedingungen für den Fäulnisprozeß im Reaktor mit Temperaturen von 30 bis 35 Grad Celsius müssen in unseren Breitengraden künstlich erzeugt werden. Nur an wenigen Tagen im Jahr kommt der Reaktor ohne direkte Beheizung aus. Andere Länder besitzen klimatische Vorteile, so die Unionsrepubliken im Süden der Sowjetunion. In der Forschungs- und Produktionsvereinigung „Solnze" in Aschchabad wurden Anlagen konstruiert, deren Faulkammern durch Sonnenenergie beheizt werden. Im Sowchos „Atschkassowo" im Rayon Woskressensk ist mit dem Bau einer Anlage für die Produktion von Heizgas und Düngemitteln aus landwirtschaftlichen Abprodukten begonnen worden. Fachleute des Unionsforschungsinstituts für Elektrifizierung der Landwirtschaft in Moskau konstruierten dafür die Faulkammern. Es ist vorgesehen, sechs Reaktoren zu je 1000 Kubikmeter Fassungsvermögen zu bauen, in denen jährlich mehr als vier Millionen Kubikmeter Gas produziert werden können. Dadurch soll der Bedarf an Brennstoffen in den Sowchosen und Kolchosen um etwa die Hälfte reduziert werden.

In der UdSSR beschäftigt man sich bereits seit etwa dreißig Jahren mit dem Biogasproblem. So erarbeiteten Experten des A.-Kirchstein-Instituts für Mikrobiologie der Akade-



Energie aus der Gülle
1 Leitung vom Rinder- oder Schweinestall; 2 Pumpstation; 3 Reaktor; 4 Abfackeln des überschüssigen Gases; 5 Faulgutspeicherbecken; 6 Wärmeübertrager; 7 Gasspeicher; 8 Heißwasserleitung



Die neuerrichtete Biogasanlage in der ungarischen Stadt Pécs. Der Reaktor soll soviel Brennstoff erzeugen, wie aus 3000 Tonnen Rohöl gewonnen werden kann.

mie der Wissenschaften Lettlands die biotechnologischen Grundlagen für die komplexe Verarbeitung von landwirtschaftlichen Abprodukten zu Gas, Düngemitteln und Futterzusätzen. Moskauer Spezialisten des Forschungsinstituts für komplexe Mechanisierung der Viehwirtschaft führten Experimente durch, um den Prozeß der Biogasentstehung in den Reaktoren zu verkürzen.

Auch die ČSSR setzt auf die Biogastechnologie als eine ergänzende Energiequelle. So wurde in Třeboň eine leistungsstarke Anlage mit Faultürmen und Maschinenhaus gebaut, die bereits seit einigen Jahren erfolgreich Gülle mit kommunalen Abwässern verarbeitet. In den beiden Reaktoren von 3200 bzw. 2800 Kubikmeter Fassungsvermögen wird Schweinegülle verwertet. Auch die tschechoslowakischen Spezialisten knobeln noch an der Erhöhung des Wirkungsgrades von Biogas. Immerhin benötigen solche Anlagen wie in Třeboň etwa ein Viertel bis ein Drittel des erzeugten Biogases für den Eigenbedarf, das heißt für die Heizung, für Pumpen und Rührwerke.

Die erste bulgarische Biogasanlage arbeitet seit über zwei Jahren zur vollsten Zufriedenheit der Bauern und Techniker in Wraza. Seitdem werden täglich über 1000 Kubikmeter Gas erzeugt und als Brennstoff für die Futterzubereitung, für die Heizung und für das Betreiben der Anlage selbst genutzt. Die bei dem Prozeß anfallende Masse, die reich an Eiweißen und anderen Nährstoffen ist, wird zu Futtermehl und anderen Produkten verarbeitet. Rumänische Fachleute sind gegenwärtig dabei, die Voraussetzungen zu schaffen, das aus Reaktoren gewonnene Biogas als Treibstoff für Traktoren einzusetzen. Als Ausgangsmaterialien setzen sie Gülle, Abwässer und Abfälle der Nahrungsmittelindustrie ein. 1982 waren in Rumänien bereits 50 Kompressorstationen für die Verdichtung von Biogas in Betrieb, wo die Traktoren dann diesen speziellen Treibstoff tanken können. Das Gas wird in Stahlflaschen gefüllt, welche die Kraftstofftanks der Traktoren ersetzen. Eine Tankfüllung reicht in der Regel für einen sieben- bis achtstündigen Betrieb dieses Fahrzeugs.

Energiequelle mit Zukunft

Moderne Biogasanlagen sind kontinuierlich arbeitende Großanlagen. Das bringt einige Probleme bei der Entwicklung, der Konstruktion, dem Bau und dem Betrieb wirtschaftlich arbeitender Reaktoren. So wurde festgestellt, daß die Mikroorganismen bei plötzlichen Druckschwankungen, wie sie beim Pumpen oder Rühren auftreten können, mit einer geringeren Methanproduktion „reagieren". Ein neues DDR-Verfahren, das inzwischen bereits patentiert ist, verhindert diese unerwünschte Nebenwirkung. Die Industrie entwickelt außerdem starke mechanische Rührwerke, die für eine ständige, gleichmäßige Durchmischung der Biomasse sorgen.

Ein weiteres Problem entsteht bei der kontinuierlichen Verwendung des erzeugten Gases. Um es auf Vorrat produzieren zu können, müßte man große Speicher bauen. Doch sie erfordern einen hohen technischen Aufwand für Betrieb, Wartung, Sicherheit und Kontrolle, der wirtschaftlich nicht vertretbar wäre. Die weitere Suche nach Lösungen, die eine hohe Ausbeute bei niedrigsten Kosten bieten, bestimmt auch in den nächsten Jahren die Arbeit der Wissenschaftler und Techniker.

Fotos: Detlev Steinberg, Kálmandy, G. Breitschuh. Zeichnung: Jochen Arfert.

Zur Woche der Waffenbrüderschaft

Note 1 auf „geborgtem" Panzer

Was mit dem Buchstaben F anfängt, soll man nicht verborgen, meint der Volksmund. Auch Fahrzeuge? Auch Fahrzeuge! An einem Februartag erlebten es FREIE WELT-Reporter anders.

Da schreit einer: „Maschina otschen choroscho!" und klatscht kräftig Beifall. Bedankt sich so, nachdem er auf einem „geborgten" Fahrzeug eine tolle Querfeldeinfahrt über schwieriges, vom Winter arg zerklüftetes Gelände hinter sich gebracht hat. Regelrecht heruntergerasselt, denn Schützenpanzer laufen auf Ketten. Der russische Satz, den Unteroffizier Torsten Wernstedt dem Sergeanten Juri Sergejew zuruft, ist grammatisch nicht ganz korrekt, hört sich aber desto herzlicher an. Die beiden jungen Männer hatten sich erst eine knappe Stunde vorher kennengelernt. Und sind im Prinzip doch vertraute Freunde. Denn enge Partnerschaft verbindet seit Jahren ihre Einheiten. Bei Leistungsvergleichen geschieht es oft, daß die Waffenbrüder sich mit der Technik des anderen dem Härtetest stellen. Juri: „Ich sah mit meinen Augen, spürte mit meinen Händen, wie gut unsere Freunde ihre Ausrüstung instand halten. Das schafft Vertrauen!" Torsten: „Juri und seine Besatzung haben uns beste Bedingungen für den Wettbewerb geboten – an ihrem BMP stimmt alles!"

Regimenter nebenan – der Traditionsname des sowjetischen Gardeschützentruppenteils „Uman-Berlin" nennt den ruhmreichen Kampfweg, der bei der ukrainischen Stadt Uman begann und vor vierzig Jahren in Berlin mit dem Sieg über den Faschismus sein Ziel fand. Ebenso verpflichtend der Name des NVA-Regiments: Hans Kahle, deutscher Kommunist, einst Spanienkämpfer und nach der Befreiung Aktivist der ersten Stunde unseres erfolgreichen Weges.

Diesmal ist die Nationale Volksarmee Gastgeber. Wieder und wieder brüllen die Motoren von Panzern und Schützenpanzern los, preschen die vielhundertpferdigen Maschinen über den Rundkurs. Der Frost hat den Boden hart gemacht wie Felsgestein. Es gibt blaue Flecke… und ausgezeichnete Ergebnisse. Als die Prüfungen beendet sind, geht es zu wie im Fahrerlager beim Autorennen: Alles wimmelt durcheinander, beschaut und befragt sich, wie es der andere macht.

Die große Stunde von Soldat Andreas Sachsenröder. Überall ist er als Sprachmittler begehrt. Er spricht auch russisch perfekt, hat in Leningrad Energiewirtschaft studiert. Gafun Baraksajew erzählt von seiner Arbeit als Stukkateur im Wohnungsbaukombinat Buchara. Adelbi Ochow aus Naltschik besteigt nach seiner Soldatenzeit wieder einen Traktor im Kolchos „Ordshonikidse". Der Samarkander Akbar Kurbanow freut sich schon auf seinen Unterricht als

Sportlehrer bei Knirpsen der 1. bis 4. Klassen. Alexej Widjaikin aus Sibirien kam von der Beleuchterbrücke im Dramatischen Theater von Atschinsk. Sein Gardistenabzeichen schenkt er dem Unteroffizier Detlef Großhennig – Erinnerung an diesen Tag. Manfred Karsten hatte „außenstehend" lediglich eine Aufgabe bei der Sicherung des Geschehens. Seit November leistet der Tierpfleger aus der LPG „Einigkeit" in Löbau seinen Ehrendienst. „Eine notwendige Sache, nicht selten hart, dann muß man voll ran. Ich sehe das so: Für den Frieden wird auch meine Kraft gebraucht, es gibt nichts Wichtigeres und im Bemühen dafür nichts Nebensächliches. Das große Ergebnis zählt." Deshalb war für uns die Siegerliste des Tages ohne Belang. Major Brehmer: „Es kam darauf an, den derzeitigen Ausbildungsstand zu ermitteln. Wir sind sehr zufrieden!"

Ob Tierpfleger, Theatertechniker, Lehrer, Energetiker, Traktorist oder Bauarbeiter: Sie denken oft an zu Hause, haben Sehnsüchte. Und wie alle jungen Leute im Sozialismus reale Vorstellungen von ihrer Zukunft. Davor steht ihre Zeit im Soldatenrock, ihr Dienst für den Frieden. Sie vergießen Schweiß, damit niemals mehr Blut fließt.

Klaus Hurrelmann (Text)
Detlef Christel (Foto)

Den Galaabend bei internationalen Treffs der Eiskunstlauf-Elite bestreiten in den letzten Jahren immer wieder die Tänzer. Wenn sie ihre Auftritte haben, gibt es Eintrittskarten oft nur noch unter der Hand, branden Beifallswogen über das Eis, werden Dacapos gefordert. Bei den Europameisterschaften kürzlich im kühlen Schweden war das nicht anders als voriges Jahr unterm südlichen Himmel von Sarajevo. Der Eistanz hat Zulauf, doch war das nicht immer so. Als seine Vertreter 1952 im Tango-, Polka- und Walzerschritt zum ersten Mal vor die Preisrichter traten, figurierten sie nur am Rande der Kunstlaufszenerie. Viele lächelten über sie. Und mancher tat das, was sie darboten, als Modeerscheinung ab.

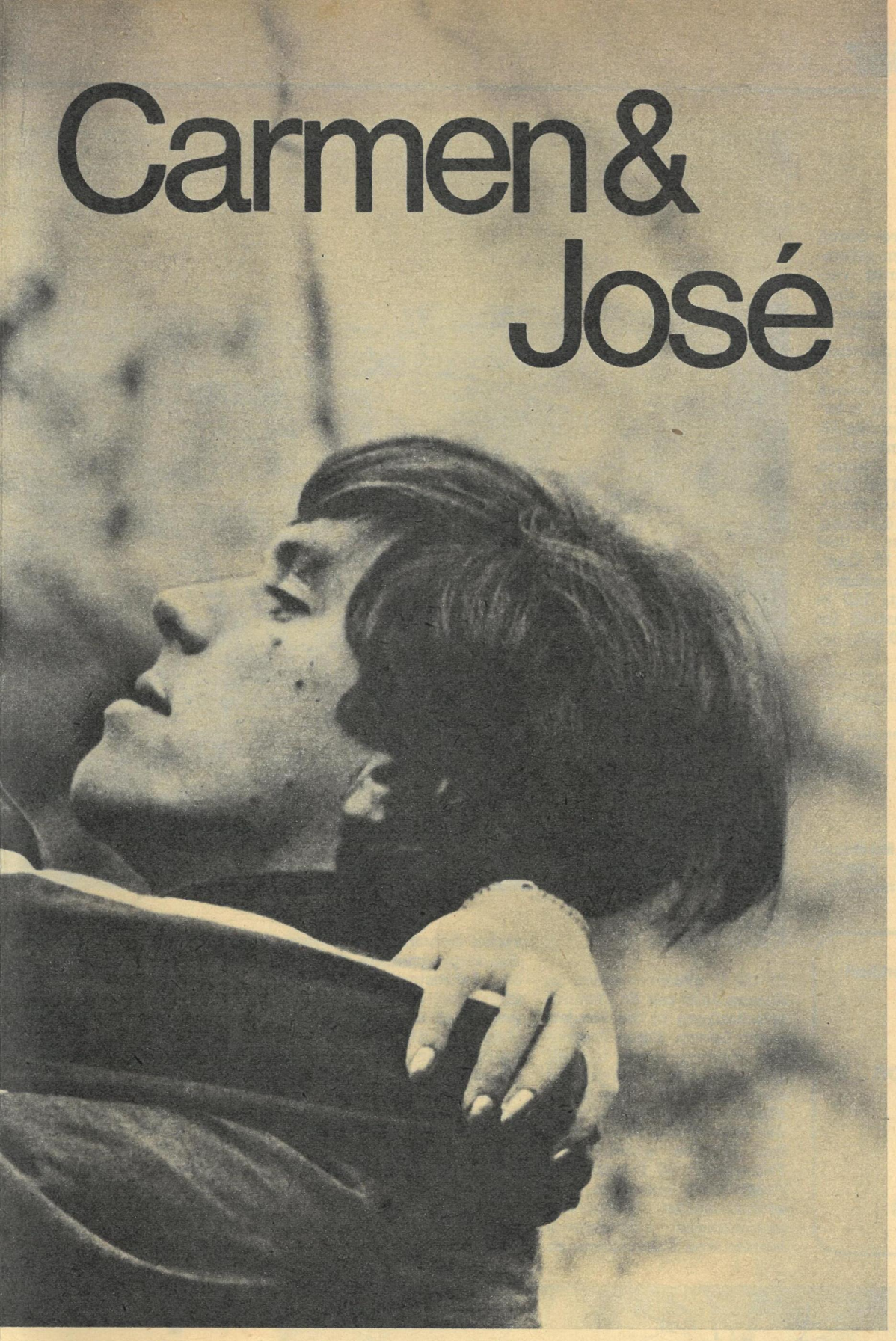
Doch Tanzpaare wie die Briten Jean Westwood/Lawrence Dammy und Diane Towler/Bernhard Ford, die Geschwister Eva und Pavel Roman aus Prag, vor allem aber das unvergessene Moskauer Tanz- und Ehepaar Ljudmila Pachomowa und Alexander Gorschkow putzten das Ballett auf dem Eis so heraus, daß ihr Sport 1976 Eingang in das olympische Programm fand. „Nach dieser Nachricht haben wir mit unserer Trainerin Jelena Tschaikowskaja eine ganze Nacht am Telefon geplauscht", erinnert sich Ljudmila Pachomowa. „Vor lauter Freude fielen ihr im Handumdrehen umwerfende neue Ideen ein."

Im Nachhinein betrachtet war das Duo Pachomowa/Gorschkow der klassische Vertreter des Eistanzes. 1969 eroberten die beiden den ersten Europameistertitel für die Sowjetunion – inzwischen ehrten die Damen und Herren der ISU dreizehnmal sowjetische Paare für die beste Tanzkunst auf unserem Kontinent. Mit dem zweiten Moskauer Paar, Irina Moissejewa/Andrej Minenkow, vollzog sich bereits ein Stilwandel. Die Linie des rein sportlichen und themalosen Tanzes wurde verlassen und in Anlehnung an das klassische Ballett eine schon recht weitreichende durchgängige Kürgestaltung probiert. Andere nahmen den Faden auf und spannen ihn weiter. Natalja Linnitschuk/Gennadi Karponossow (UdSSR) gehörten ebenso dazu wie die Ungarn Krisztina Regöczy und Andras Sallay. Doch erst mit den Engländern Jayne Torvill und Christopher Dean und dem strahlenden Tanzduo von der Moskwa, Natalja Bestemjanowa/Andrej Bukin, begann die Zeit der gänzlich unter ein Thema gestellten Vier-Minuten-Eistanzküren.

Bereits 1978 versuchte sich Trainerin Tatjana Tarassowa mit ihrem Paar Bestemjanowa/Bukin an einer Interpretation von Charly-Chaplin-Melodien. Diesem Gedankengang folgten drei Jahre später Torvill/Dean und ihre Trainerin Betty Calleway mit einem Zusammenschnitt des Broadway-Musicals „Max und Mable". Im vorigen Winter nun lag die Eiskunstlauf-Welt den beiden Briten zu Füßen – sie hatten Maurice Ravels „Bolero" aufs Eis gebracht. Bei Olympia in Sarajevo zückten die Preisrichter für die zwei aus Nottingham achtzehnmal die Idealnote 6,0, was in Jahrzehnten bei keiner internationalen Meisterschaft erreicht worden war.

Experten wie Schwärmer sprachen damals vom Gipfel der Eistanzkunst. Geradezu überwältigt von der Interpretation Torvills und Deans, übersahen sie dabei, daß das sowjetische Meisterpaar Bestemjanowa/Bukin auf eine andere Weise nicht schlechter war als die beiden von der britischen Insel. Die Moskauer schienen das „ewige Silberpaar" zu bleiben, obwohl ihr „Russischer Jahrmarkt" in den Eishallen von Budapest, Sarajevo und Ottawa Hochstimmung auf den Rängen verbreitete und einen bis dahin noch nicht erlebten Temperamentsausbruch auf dem Eis darstellte. „Vom sportlichen Wert her war der Tanz von Natalja und Andrej sicherlich höher einzuschätzen", urteilt Trainerin Tarassowa. Doch sie weiß so gut wie ihre beiden Schützlinge, mit denen sie nun schon die achte Saison gemeinsame

Carmen & José



Wege geht, daß Eistanz mehr ist als nur Sport. „Noch während des letzten Winters, die Weltmeisterschaften waren noch gar nicht ausgestanden, sahen wir uns bereits nach einer neuen Kür um", erzählt Tatjana Tarassowa, die Tochter des legendären sowjetischen Eishockey-Professors Anatoli Tarassow. „Uns drei ließ der Gedanke nicht mehr los, wir könnten es doch einmal mit Rodion Schtschedrins Carmen-Suite probieren. Carmen und José auf dem Eis! Wir machten uns mit spanischer Literatur, spanischer Musik und spanischer Malerei vertraut, besuchten Ballettabende – bis wir eine endgültige Vorstellung davon hatten, w i e das aussehen könnte, wenn auf dem Eis die Geschichte von Carmen und José erzählt wird."

Nach Torvill/Deans „Bolero" blieb nun im Göteborger „Scandinavium" den Kennern wie Laien des Eiskunstlaufs der Atem stehen. Mit ihrer Originalität und Gestaltungskraft zogen Natalja Bestemjanowa und Andrej Bukin alles in ihren Bann. Da wurden Carmens ungezügelte Gefühle und Josés Hingabe geradezu perfekt ausgespielt und alle Nuancen zerstörerischer Leidenschaften tänzerisch zum Ausdruck gebracht. Schon beim Training hatte es immer wieder Beifall gegeben, denn auch dort verbreiten die beiden ein Fluidum, das jedermann ansteckt. „Tanja", sagte einmal Vater Tarassow zu seiner Tochter, „du mußt jedes Training so gestalten, als ob es das alles entscheidende deines Lebens wäre. Du darfst dich als Lehrer nicht schonen, mußt deinen Schützlingen alles abverlangen. Nur so kannst du Großes, Unauslöschliches im Sport erreichen." Tarassows Maxime wurde für Tatjana zur allgemeingültigen Devise des Handelns. In der temperamentvollen Natalja Bestemjanowa und dem tänzerisch außergewöhnlich begabten Andrej Bukin fand sie jenes Idealpaar, mit dem sie alle ihre Grundsätze und Ideen durchsetzen konnte. 1977 bewies sie einen guten Blick für Eistänzer mit Zukunftschancen, als sie auf der Suche nach einem neuen Paar durch Moskaus Hallen zog und die beiden derzeit wohl besten Eistänzer der Welt fand. „Ich, eine Einzelläuferin bei Lok Moskau, war begeistert, als mich Tatjana Anatoljewa fragte, ob ich Eistänzerin werden wolle", erinnert sich Natalja Bestemjanowa. „Und ob ich wollte! Bei meinem uneingeschränkten Ja störte es mich später nicht, daß ich bei Andrej so etwas wie die Zweit-Frau, die ‚fürs Eis' zu spielen hatte. Seine Liebe zu einer anderen war für unsere sportliche Entwicklung ohne Belang."

Der 27jährige Andrej Bukin tanzte einst unter Betreuung von Nadeshda Schirokowa mit Olga Abankina über das Eis. „Eines Tages trat in unserer Entwicklung ein Stillstand ein. Olga war einverstanden, daß ich fürs Eis eine andere nahm, räumte den Platz – nahm aber dafür den Platz fürs Leben an meiner Seite ein." So Andrej

Bukin, auf den zu Hause nicht nur seine Olga, sondern auch zwei Kinder warten. „Für meine Frau hat es noch nie einen Grund zur Eifersucht gegeben..." Neuerdings schon gar nicht: Die gertenschlanke, rotblonde, attraktive und von scheinbar ungezügeltem Temperament sprühende Natalja Bestemjanowa ist voriges Jahr mit dem ehemaligen Europameister Igor Bobrin zum Standesamt gegangen...

Das neue Meisterpaar spricht von einer großen Freundschaft, die Bewunderer der beiden von der Kunst, nur auf dem Eis Carmens und Josés Liebe und Leidenschaft zu zeigen und damit ans Herz zu rühren. Was zuweilen selbst die Fachwelt verblüfft, denn allgemein bestand immer die Auffassung, ein Tanzpaar könne nur dann sein wahres Können entfalten, Gefühle und Sehnsüchte überzeugend aufs Eis bringen, wenn irgendwie auch Liebe und Zuneigung da sind.

Manfred Hönel

Fotos: Donskoi/APN (2), Zentralbild

FREIE Welt

Staatlich geschützt

Der älteste Teil von Minsk, Samtschistsche, ist zum kulturhistorischen Schutzgebiet der belorussischen Hauptstadt erklärt worden. Archäologische Ausgrabungen legten Überreste des alten befestigten Zentrums frei, das von einem Schutzwall aus Holz umgeben war. Neben der Festung entstand Anfang des 12. Jahrhunderts ein Marktflecken, der sich in der Folgezeit zu einem wichtigen Handwerks- und Handelsort entwickelte, wovon zahlreiche Fundstücke zeugen.

Intourist-Projekte

Schlüsselübergabe für neue Intourist-Hotels ist in diesem Jahr in Jerewan und Pjatigorsk. Fertiggestellt werden weiterhin ein Motel in Jalta, ein Campingplatz bei Moskau sowie ein Haus des Tourismus in Taschkent. Die Gesamtbettenzahl steigt damit auf rund 60 000 an. In Kiew, Minsk und in Pjatigorsk werden 1985 neue Intourist-Restaurants eröffnet. Der Perspektivplan für die folgenden Jahre sieht Hotelneubauten vornehmlich in den wichtigsten Urlaubs- und Reisezentren vor. Im Zeitraum von 1986 bis 1990 soll die Bettenkapazität um 40 Prozent anwachsen.

Fotos: Peter Meißner, TASS/R. Posdnjakow, TASS/J. Beloserow, TASS/W. Christoforow; Vignette: Hille Blumfeld
Redaktion: Norbert Kaiser

Moskau von A–Z

Der erste Reiseführer durch Moskau – in Leder gebunden, mit Goldschnitt verziert – stammt aus dem Jahre 1782. Dreihundert Nachschlagewerke ähnlichen Charakters präsentiert eine Sonderausstellung in der Historischen Bibliothek der Hauptstadt. Über interessante Einzelheiten des 18. Jahrhunderts informiert das erste Handbuch. Danach gab es in Moskau 8787 Häuser, davon 1209 aus Stein, 24 Klöster, 256 Kirchen, sechs Apotheken, drei Druckereien und 15 Gasthäuser. Und ein Reiseführer von 1796 vermerkt, daß in der Hauptresidenzstadt im Sommer etwa 300 000, im Winter dagegen bis zu 400 000 Menschen lebten, Ausländer nicht mitgezählt. Die Ausstellung enthält auch Literatur über die Geschichte des Kreml und anderer historischer Bauten.

Foto rechts: eine Moskauer Ansicht aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

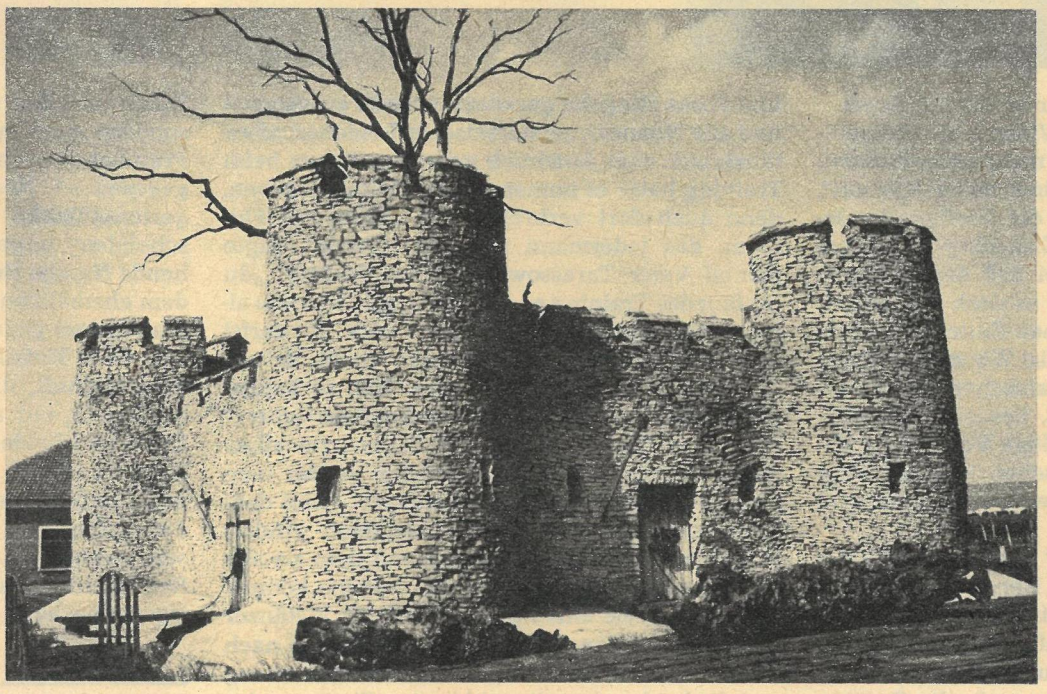
Aus Natalies Merkheft:

Und der wilde Knabe brach 's Röslein auf der Reisen

Fahrt frei!

27 720 Touristen werden in diesem Jahr mit 66 Freundschaftszügen in die Sowjetunion fahren. Diese Zugreisen dauern neun bis elf Tage. Zielorte der Mehrzahl sind Moskau, Leningrad, Minsk oder Kiew. Während der Aufenthalte in den großen Städten wohnen die Teilnehmer in Hotels. Die Programme enthalten Museumsbesuche, Kulturveranstaltungen, Stadtrundfahrten und Exkursionen zu vielen Sehenswürdigkeiten. Sonderprogramme, die dem 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus gewidmet sind, haben das Reisebüro der DDR und Intourist für die Freundschaftszüge der Partnerstädte vereinbart, zum Beispiel in Tallinn für Schweriner, in Riga für Rostocker und in Witebsk für Reisegruppen aus Frankfurt (Oder).

Ein Großteil der Touristenzüge wird wie auch in den Vorjahren komplett von Betrieben, Kombinaten oder gesellschaftlichen Organisationen übernommen, so von den Bezirksvorständen der Freundschaftsgesellschaft in Gera und Karl-Marx-Stadt, den Chemischen Werken Buna, dem Kombinat VEB Werkzeugmaschinenbau „7. Oktober“ in Berlin, der Wismut AG und dem FDGB. Bei diesen Reisen finden Treffen mit sowjetischen Berufskollegen statt sowie Gespräche am „runden Tisch“.



Weingeister

spuken in dieser Festung, die eine solche niemals war. Als Touristen-Attraktion erbaut, thront sie über den Weinkellern des moldauischen Staatsguts „Koschuschna“ bei Kischinjow (Foto links). Über eine sonderbare Begegnung in den Gewölben unter Tage berichten wir demnächst.

Bummeltip

Nicht nur für Fotografenaugen ein interessantes Objekt: die Fassade am Haus des tadshikischen Schriftstellerverbandes in Duschanbe mit der Skulpturengruppe „Berühmte Dichter“ (Foto rechts).

Trari! Trara!

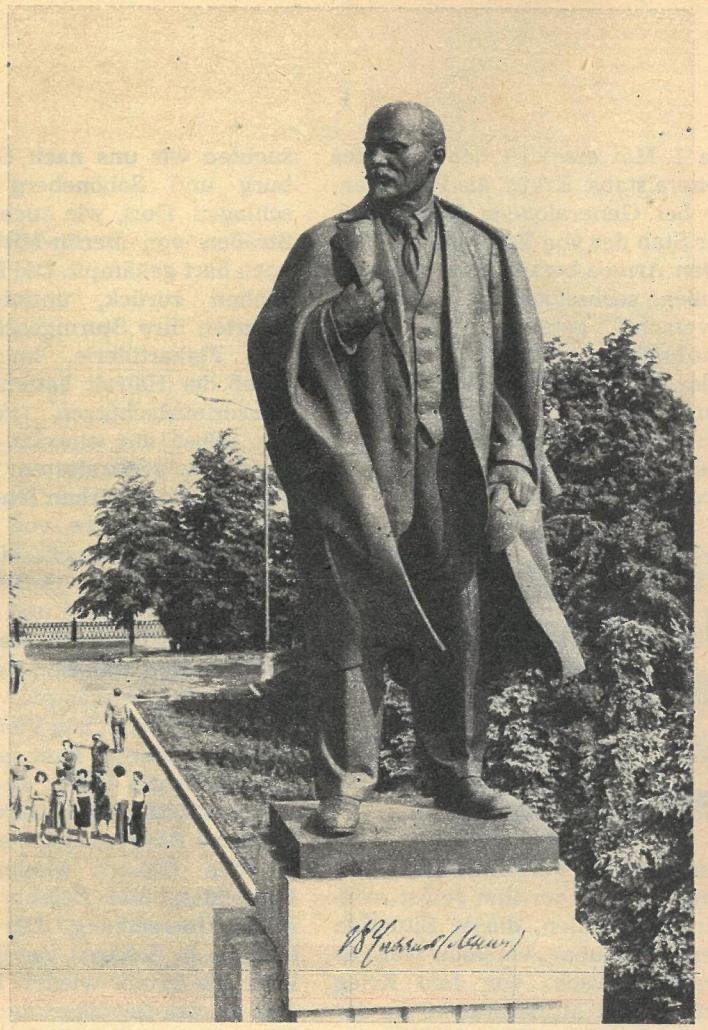
Um eine Sehenswürdigkeit reicher ist seit kurzem die litauische Stadt Kaunas: Auf dem Rathausplatz öffnete ein Postamt in historischem Gewand seine Schalter. Die Architekten bemühten sich, die Atmosphäre jener Zeiten nachzugestalten, als Briefe und Päckchen mit Kutschen auf der Poststraße befördert wurden, die von Petersburg über Kaunas nach Warschau führte.
Auf Wunsch erhalten Kunden einen Sonderstempel, der neben der üblichen Entwertung auf eine Sendung gedrückt wird. Er zeigt eine Kutsche nebst stilisiertem Posthorn und trägt die Aufschrift: 16. Jahrhundert – alte Post.

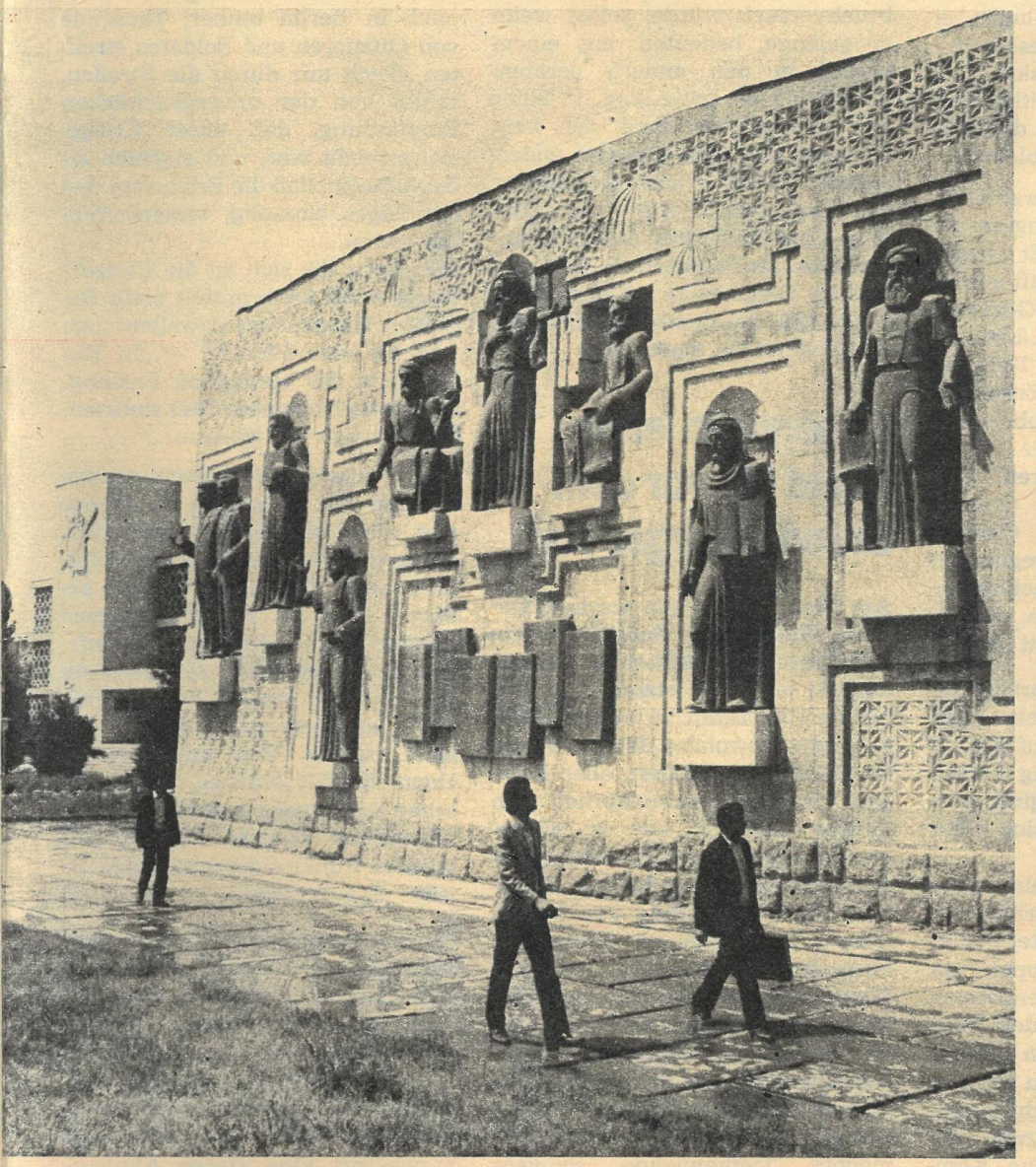
Die Rechte der Gäste

heißt eine Broschüre aus dem Verlag Die Wirtschaft Berlin, die in zweiter, überarbeiteter Auflage vorliegt. Preis: 2 M. Autor: Prof. Dr. Claus J. Kreutzer.
Der 96 Seiten starke Ratgeber gibt Auskunft über alltägliche Probleme der Platzreservierung in Gaststätten, Angebot und Bedienung, über Qualitätsreklamationen und Ansprüche des Gastes. Er informiert über die Garderobenhaftung, über den rechtlichen Umgang mit Gästebüchern und über Zimmerbestellungen. Es werden außerdem Empfehlungen gegeben zur rechtlich richtigen Verhaltensweise, um Konflikte möglichst zu vermeiden.

Mit Flieder und Apfelbäumen

So originalgetreu wie möglich soll in den nächsten Jahren jene Straße in Uljanowsk, dem einstigen Simbirsk, wiederhergestellt werden, in der Lenin einen Großteil seiner Kindheit und Jugend verbracht hat. Wichtige optische Vorlage ist dabei neben Zeichnungen ein Foto aus dem Jahre 1867, das die ehemalige Moskowskaja Uliza in allen Einzelheiten abbildet. Als erste Baufolge werden 27 Häuser und etwa 30 Wirtschaftsbauten wiedererrichtet, wobei Studenten und Schüler aus der Geburtsstadt Lenins mithelfen. Jedes Gebäude soll seine ehemalige Funktion als Laden, Werkstatt oder Gaststätte erhalten. Nach den Angaben in den Memoiren von Lenins Bruder, Dmitri Uljanow, wird die Bepflanzung der für jene Zeit typischen Gärten und Vorgärten angelegt: Silberpappeln, Ulmen, gelbe Akazien, Flieder, Apfelbäume und ganzjährig blühende Straucharten.





Metro-Tram

In Wolgograd wurde eine unterirdische Schnellstraßenbahn in Betrieb genommen. Sie unterquert das Zentrum und verkürzt damit wesentlich die Fahrzeit zwischen den nördlichen und südlichen Bezirken der Stadt, die sich über 80 Kilometer längs der Wolga ausdehnt. Der 3,5 Kilometer lange unterirdische Abschnitt ist mit traditionellem Metrokomfort ausgestattet. Mit dem Bau einer zweiten Linie, die das Universitätsstädtchen mit dem Zentrum verbindet, wurde begonnen.
Weitere Metro-Trams in anderen sowjetischen Städten mit weniger als einer Million Einwohnern sollen folgen. Sie sind technisch weniger aufwendig als echte Metros. In Lwow, in der Westukraine, zum Beispiel wird dieses Verkehrsmittel auf mehreren Linien den dichtbebauten historischen Stadtkern entlasten.

Ein Vorfrühlingsgruß aus Baku

Eine seltsame,

Am 1. Mai erschien der Chef des Generalstabs, Krebs, als Parlamentär bei Generaloberst Tschuikow. Der Stab der von Tschuikow befehligten Armee befand sich in einem großen, sechsstöckigen Haus, das unversehrt geblieben war; Geschoßsplitter hatten nur die Fassade zerschunden. Die Unterredung war von ohrenzerreißendem Dröhnen der Geschütze begleitet. In der Nähe wurde um das Stadtinnere gekämpft.

Während in manchen Vierteln noch gekämpft wurde, kam in anderen das Leben in Gang.

General Krebs versuchte einen Ton anzuschlagen, der ihm selbst weltmännisch schien, dieser Situation aber völlig unangemessen war. Er sprach russisch. Vor dem Krieg hatte er als Militärattaché in der deutschen Botschaft in Moskau gesessen. Nun wollte er sich in Reminiszenzen ergehen. „Erinnern Sie sich, General", begann Krebs, „wie wir genau vor fünf Jahren an diesem Tag, am 1. Mai 1940, in Moskau auf dem Roten Platz während der Parade nebeneinanderstanden?" – „Nein", entgegnete Tschuikow trokken. „Ich erinnere mich Ihrer nicht. Bringen Sie Ihre Anträge vor."
Ziemlich kleinlaut murmelte nun Krebs, das deutsche Oberkommando beantrage, ein provisorisches Waffenstillstandsabkommen zu schließen. Aus seinen Worten ging hervor, daß die am Leben gebliebenen nazistischen Machthaber ein Separatabkommen mit der Sowjetunion anstrebten. All diese Anträge wurden kategorisch abgelehnt. Tschuikow erklärte, das Sowjetkommando würde nur die bedingungslose Kapitulation Berlins annehmen. General Krebs entfernte sich unverrichteterdinge.
Über Berlin wehte schon seit 2 Uhr des Vortags eine rote Fahne, die kühne Männer aus dem Bataillon des Hauptmanns Neustrojew nach hartem Kampf aufgepflanzt hatten. Berlin ist eine Stadt mit schnurgeraden Straßen. Wir, eine Gruppe Kriegsberichterstatter, konnten hier jedoch nur mit Mühe und Not vorwärtskommen. Trümmer, Brände und Trichter sperrten den Weg. An Hand eines ausgezeichneten Stadtplans, den wir uns schon jenseits der Oder verschafften und auf dem die in Berlin durch Fliegerangriffe verursachten Zerstörungen eingezeichnet waren, suchten wir uns nach Charlottenburg und Schöneberg durchzuschlagen. Dort, wie auch in vielen Straßen von Berlin-Mitte, wurde noch hart gekämpft. Die Deutschen wichen zurück, ununterbrochen feuerten ihre Sturmgeschütze und ihre Flakartillerie. Im Untergeschoß der Häuser hatten sich ihre Panzerfaustschützen festgesetzt, die selbst auf einzelne Soldaten Granaten schleuderten. Aus den zweiten Stockwerken feuerten ihre Maschinengewehre, von den Häuserböden ihre Scharfschützen. Die letzten Tage in Berlin – der 30. April, der 1. Mai und selbst die Morgenstunden des 2. Mai – waren die härtesten während der ganzen Zeit der Straßenkämpfe.
Während in manchen Vierteln noch gekämpft wurde, kam in anderen allmählich das Leben in Gang. In vielen Stadtbezirken waren bereits deutsche Bürgermeister eingesetzt; an den Mauern hingen unsere Flugblätter und Befehle in deutscher Übersetzung. Die Berliner standen in Scharen vor ihnen und lasen sie immer wieder. Hier wurden an die Bevölkerung auch Lebensmittel ausgeteilt. Soldaten von der Militärautobahn schlugen eiligst neue Plakate an. Besonderen Anklang fanden die Plakate mit Stalins Worten: „... Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk, der deutsche Staat bleibt."

Am 1. Mai erschien General Weidling zu einer Besprechung in der Neuen Reichskanzlei. Er begab sich zu Goebbels. Hier saß wieder dieselbe Gesellschaft: Goebbels, Krebs, Bormann. Der Lärm der Schlacht war hier in der Tiefe des Unterstandes nicht zu hören. Ein Streit entspann sich. Goebbels wiederholte hartnäckig: „Der Führer hat verboten zu kapitulieren." Bormann unterstützte ihn. General Krebs schwieg sich aus. General Weidling, von heftiger Erregung erfaßt, wie sie diesem zurückhaltenden Mann selten ankam, schrie: „Der Führer lebt ja nicht mehr!"

Ohne eine direkte Antwort zu geben, wiederholte Goebbels: „Der Führer bestand immer auf Kampf bis zum letzten." Weidling verließ die Beratung. Bevor er ging, wiederholte er, daß Berlin sich nicht länger halten könne.
An jedem Tage schlug eine neue Lüge von Goebbels die Berliner vor den Kopf. Durch Flugblätter ließ er verbreiten, daß alle Truppen von der Westfront zurückgenommen wären und sich nun auf dem Weg nach Berlin befänden, um bei der Verteidigung eingesetzt zu werden. Man glaubte ihm aber nicht mehr.
Beim Abschied von Krebs lud Weidling diesen auf seine Kommandostelle ein. Krebs erwiderte: „Ich bleibe hier bis zur letzten Minute, dann jage ich mir eine Kugel in den Kopf. Ich glaube, Goebbels macht es ebenso." So machte es Krebs. So machte es Goebbels. Weidling schwankte nicht länger. Er wollte sich nicht erschießen. Er wollte auch nicht, daß andere auf ihn schießen. Er gab an die Truppen, die Berlin verteidigten, den Befehl aus: Wer wolle und könne, möge aus Berlin ausbrechen, die übrigen sollten die Waffen niederlegen. General Weidling rechnete sich im vorhinein zu der Kategorie der „Übrigen".
Was sagten die anderen? Die allgemeine Stimmung der Berliner Garnison wird deutlich aus dem Verlauf der Beratung, die Weidling am 1. Mai, 21 Uhr 30 Minuten, einberufen hatte. Es war eine Offiziersberatung des Verteidigungsstabes von Berlin und der Stabsoffiziere des LVI. Panzerkorps, das Weidling bis zu seiner Ernennung zum Befehlshaber der Verteidigung geführt hatte. Weidling erklärte: „Vor uns liegen drei Wege: Widerstand, Ausbruch, Kapitulation. Widerstand wäre zwecklos; ein Ausbruchversuch würde, selbst wenn er gelänge, bedeuten: aus einem Kessel in den andern geraten. Bleibt also der dritte Weg ..." Unter den Anwesenden fand sich kein einziger, der dem General widersprach. In der Nacht schickte er den Obersten Theodor von Dufving, Chef des Stabes des LVI. Panzerkorps, als Parlamentär zum russischen Kommando mit der Erklärung, daß die deutschen Truppen den Widerstand einstellen.

Besonders lange stand ich vor dem Brandenburger Tor.

Am nächsten Morgen erschien General Weidling im Stab des Generals Tschuikow. Mitten in seinem Bericht über die letzten Tage der Neuen Reichskanzlei verlor Weidling seine gewohnte Beherrschung. Er erlitt einen kurzen, aber heftigen Nervenzusammenbruch. In diesem Zustand war er außerstande, selbst den Kapitulationsbefehl abzufassen. Ihm half der Stabschef der Verteidigung von Berlin, Oberst Hans Refior, ein stämmiger, eleganter, unbeirrbar ruhiger Mann mit Monokel und sorgfältig gezogenem Scheitel. So vollzog sich die Kapitulation Berlins.
Am 2. Mai regnete es in Berlin. Es war ein kalter Sprühregen, der die Brände nicht zu löschen vermochte. Tiefhängende, schwere

Wolken schwebten über den rauchenden Ruinen.
In den Morgenstunden wurde noch gekämpft, später türmten sich an den Straßenkreuzungen, Reisighaufen gleich, die von den deutschen Soldaten abgelieferten Gewehre. Wir strebten dem Reichstagsgebäude zu. Es rauchte.
Dieser Tag zerfiel gleichsam in zwei Hälften: in der ersten Hälfte noch blutige Straßenkämpfe, in der zweiten eine seltsame, ungewohnte Stille. Den Rest des Tages trieb ich mich in Berlin umher; Tausende von Offizieren und Soldaten streiften gleich mir durch die Straßen, erfüllt von der unvergleichlichen Empfindung, daß unser Kriegsziel erreicht war, und zugleich im Bewußtsein, daß die Erlebnisse dieses Tages einmalig, unwiederholbar waren.
„Erinnern Sie sich an die Pfütze?" fragte mich unvermittelt mein Begleiter, Hauptmann Saweljew. „An was für eine Pfütze?" – „In Kubinka, in der vordersten Stellung, wo wir im November 1941 steckten, 62 Kilometer vor Moskau ..."

Aus einer vorbeikommenden Gruppe von Offizieren, die ebenso wie wir durch Berlin wanderten, drangen zu uns ebenfalls die Worte: „Erinnerst du dich ..." Dort gedachte man der Kämpfe um eine Leningrader Schreibmaschinenfabrik im Jahre 1941. „Erinnerst du dich? ..." An jenem Tage blickte man besonders gern auf das Erlebte zurück. Von unvergleichlichem Zauber war es, hier, zwischen den rauchgeschwärzten, zerschossenen Mauern Berlins, des bitteren Ruhmes der ersten Kriegsjahre zu gedenken.

Besonders lange stand ich vor dem Brandenburger Tor. Ich vermochte nicht darauf zu kommen, woran es mich erinnerte. Warum stockte beim Anblick des Brandenburger Tores mein Herz vor Wehmut und Wonne? Und plötzlich wußte ich es: Leningrad, die Blockade, das Narwa-Tor! Eine starke Ähnlich-

ungewohnte Stille

FREIE WELT - Serie 3

Als Frontberichterstatter erlebte der sowjetische Publizist Lew Slawin den Krieg von der ersten Stunde bis zum Tag des Sieges. In Berlin wurde er Zeuge der letzten Tage des „Dritten Reiches", des Gebarens seiner Würdenträger, die in der Nacht vom 8. zum 9. Mai in Karlshorst mit ihren Unterschriften das Ende ihrer Macht signierten.

Dieser Bericht entstand unter den noch frischen Eindrücken des Erlebten. FREIE WELT entnahm ihn der „Sowjetliteratur" vom Januar 1946.

keit. Die gleichen klassischen Säulen, ebenso von Geschossen zernarbt; dieselbe zertrümmerte Skulptur hoch oben, ringsum der Platz, von Geschossen und Bomben durchlöchert, und im Tor selbst die gleiche mächtige, hohe Barrikade. Die Faschisten waren dem Narwa-Tor ebenso nahe gewesen, wie unsere Front vor einigen Tagen dem Brandenburger Tor. Aber die anderen standen so drei Jahre lang, wir hingegen nur drei Tage. Und die deutsche Wehrmacht erreichte niemals das Narwa-Tor, wir aber standen nun hier und strichen mit der Hand über die Säulen des Brandenburger Tores.

Berlin kapitulierte um drei Uhr nachmittags. Die ganze Garnison ergab sich: vom sechzigjährigen Volkssturmmann bis zum General der Artillerie Weidling. Ich las später in verschiedenen Beschreibungen, General Weidling habe im Augenblick seiner Gefangennahme finster und böse ausgesehen. Ich kann dem nicht beipflichten. Soweit ich beobachten konnte, drückte Weidlings Miene in diesem Augenblick tiefe Befriedigung aus: Diese Befriedigung empfand er, meiner Meinung nach, durchaus aufrichtig. Nicht etwa aus einer prinzipiellen Überzeugung heraus oder aus der Einsicht der Zweckmäßigkeit, sondern aus einem Grund, den er selbst folgendermaßen darlegte: „Obwohl Befehlshaber der Verteidigung von Berlin, war meine Stellung in den Kreisen der Reichskanzlei derart, daß ich, nachdem ich mich zur Kapitulation entschlossen hatte, mich erst dann sicher fühlte, als ich bereits bei den Russen war."

Die deutschen Soldaten streckten die Waffen, die Berliner Häuser waren dicht beflaggt mit den weißen Fahnen der Kapitulation. Ecke Voß- und Hermann-Göring-Straße erblickte ich einen alten Mann, der, an niemand gewandt, einfach ins Blaue hinein rief: „Oh, wie still! Wie still! Wie viele Jahre vermißten wir diese Stille!" Den langen, mageren Hals ausgestreckt, lauschte der Alte der Stille wie einer geliebten, halb vergessenen Melodie.

In der Neuen Reichskanzlei befanden sich unter den Büchern, mit denen die Fenster verbarrikadiert waren, ziemlich viele Beschreibungen der Hitlerschen Raubzüge: „Die Eroberung Norwegens", „Die Unterwerfung der Ukraine", „Der Sieg in Afrika". Alles in Prachtausgaben. Der Banditenüberfall auf das wehrlose Dänemark wurde als „Ilias" aufgemacht. Im Buch „Das bezwungene Polen" fand ich eine Widmung aus der Feder des Generalfeldmarschalls Keitel: „‚Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen', schrieb Goethe während der Kanonade von Valmy im Jahre 1792. Goethe hat den Verfall jener neuen Epoche der Weltgeschichte nicht erlebt. Das wahre neue Zeitalter ist heute angebrochen, und wir sind glücklich, daß wir dabei gewesen sind. Es ist ein Mann, ein einziger, der das alte Zeitalter stürzte und das neue schuf..."

Diese Zeilen nahmen sich am 2. Mai 1945 inmitten der Ruinen des niedergeworfenen Berlins ziemlich kurios aus. Den Autor bekam ich einige Tage später zu Gesicht, als er in Karlshorst mit unsicherer Hand seine Unterschrift unter das Dokument über die bedingungslose Kapitulation Hitler-Deutschlands setzte.

Tempelhof in der Frühe. Eine drückende Schwüle.

In der Nacht vom 8. Mai erhielt ich einen Ausweis, den ich wie ein kostbares Andenken aufbewahre. „Dem Inhaber dieses Ausweises, dem Schriftsteller L. J. Slawin, wird gestattet, sich auf dem Flugplatz und in den Sitzungssälen während der besonderen Maßnahme aufzuhalten, die am 8. Mai 1945 vom Oberkommando durchgeführt wird."

Mit dieser geheimnisvollen Formulierung war das größte geschichtliche Ereignis unserer Zeit gemeint: die Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands.

Wir Kriegsberichterstatter begaben uns frühmorgens zum Berliner Flugplatz Tempelhof, dort sollten wir die Ankunft der alliierten Delegationen und das Eintreffen der Bevollmächtigten des besiegten Deutschlands erleben. Tempelhof in der Frühe. Eine drückende Schwüle. Solches Wetter haben wir in Moskau im Juli. Von den Betonfliesen ging eine Glut aus wie von einem Ofen. Ganz in der Nähe hatten sich sowjetische Jagdflieger häuslich niedergelassen. Eine als Ehrenwache bestellte Mannschaft trat an. Im Gras lag das Orchester. Es langweilte sich. Zum eigenen Zeitvertreib fing es an zu spielen. Die Sowjetsoldaten begannen zu tanzen. Unter dem weißlichen Berliner Himmel erschallten die „Lesginka", „Barynja", „Katjuscha". An den in den Boden gespießten Stangen flatterten leise im schlaffen Wind die britische, die sowjetische, die amerikanische Flagge. Wir warteten.

Sieben Minuten vor zwei stiegen Raketen auf. Wir vernahmen das Surren nahender Motoren. Bald darauf zeichnete sich am Himmel eine „Douglas" ab, umgeben von „Jakowlews" und „Spitfires". Aus dem Flugzeug stieg Sir Arthur W. Tedder, Marschall der Royal Air Force. Er vertrat das Oberkommando der alliierten Expeditionstruppen. Das offiziell-freundliche Lächeln auf seinem blassen Gesicht wich dem Ausdruck freudiger Erregung, als drei stämmige Fahnenträger mit hoch erhobenen Fahnen den Landungsplatz betraten. Rechts flatterte die amerikanische, links die britische, in der Mitte die sowjetische. Auch die Ehrenwache marschierte auf.

Diese Erregung las man auch auf den Gesichtern des Befehlshabers der Strategischen Luftstreitkräfte der USA in Europa, General Carl A. Spaatz, des Befehlshabers der Seestreitkräfte der Verbündeten in Europa, Admiral Sir Harald Barrow.

Armeegeneral Sokolowski, der Stadtkommandant Berlins, Generaloberst Bersarin, Generalleutnant Bokow und noch andere begrüßten die Verbündeten. Sir Tedder trat ans Mikrophon. Seine Stimme stockte bisweilen vor Erregung. Er sprach Worte der Begrüßung und des Dankes.

Mittlerweile war, etwas abseits, ein anderes Flugzeug gelandet. Zuerst blieb es unbemerkt, denn die ungeteilte Aufmerksamkeit galt der Begegnung der Verbündeten. In mir stieg eine Ahnung auf, ich begab mich dorthin. Ja, es war so. In der Tür des Flugzeuges erschien die Delegation des besiegten Deutschlands.

Sie stiegen aus, Rang und Würden strikt beachtend. Als erster Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, ein ausgetrockneter, bejahrter Mann mit erdiggrauem Gesicht. Alles an ihm schien grau zu sein: die Uniform, das Gesicht und das gestutzte Bärtchen unter der Hakennase. Das Monokel im rechten Auge ließ seinen Blick noch gläserner erscheinen. Sein Erscheinen suchte Keitel durch eine herausfordernde Kopfhaltung zu betonen. In der Linken hielt er den Marschallstab, einen mit Inkrustationen verzierten Stock.

Etwa fünfzig Wagen rollten durch Berlin.

Dann erblickten wir Generaloberst der Flieger Stumpff, einen kleinen, korpulenten Mann. Er schaute sich um und blinzelte unsicher. Neben ihm stand der trübselige, heringflache Generaladmiral Friedeburg. Ihnen folgte ein Dutzend anderer Generale und Offiziere.

Als einer unserer Generale sich der deutschen Delegation näherte, spielte sich eine psychologisch interessante Szene ab. Beim Anblick des Sowjetgenerals preßte sich Keitel ein liebenswürdiges, weltmännisches Lächeln ab und trippelte mit abgerundeten höflichen Gebärden, mit Verbeugungen, unserem General entgegen. Lächelnd, mit gleicher steifer Höflichkeit, artig aufstampfend, folgte die gesamte deutsche Delegation.

Keitels Absicht war klar. Er wollte eine Begegnung inszenieren, bei der sich Gleiche mit Gleichen gegenüberstanden. Was tut's, daß wir die Besiegten sind und ihr die Sieger seid! Wir Generale reichen einander über Armeen, über Länder und Ereignisse hinweg die Hand. Diese zynische Absicht wurde aber vereitelt. Der russische General musterte die Delegation mit einem sachlichen Blick und schwieg. Dann befahl er der Wache: „Diese beiden" (er deutete auf Keitel und Stumpff) „kommen in diesen Wagen, jene drei dorthin..."

Keitel sackte mit einem Schlage zusammen. Auf seinem Gesicht malte sich Wut, gemischt mit Unterwürfigkeit. Dieser Ausdruck verließ ihn an diesem 8. Mai den ganzen Tag nicht. Die deutsche Delegation begab sich zu den Wagen. Sie marschierte in Reih und Glied gestellt; sie hatten es selbst getan. In der ersten Reihe marschierte als rechter Flügelmann Keitel, den Marschallstab nervös mit der Hand umspannend.

Die Abfahrt von Tempelhof begann. Etwa fünfzig Wagen, ein langgezogener Zug, rollten durch Berlin...

Im nächsten Heft:

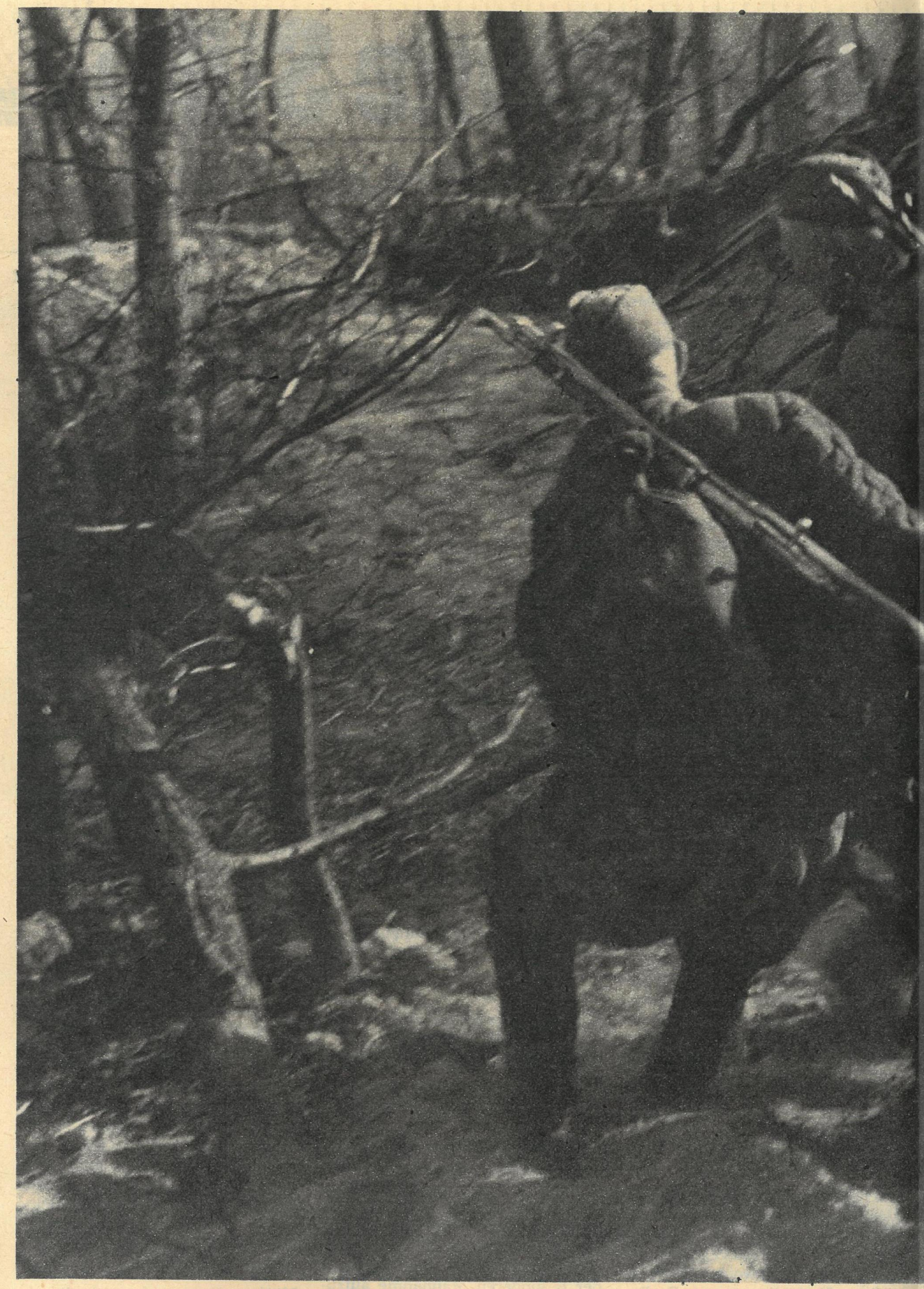
Die Kapitulation

Hitler spielt noch immer den Propheten: verkündet, zehn Wochen vor dem Ende seines Reichs, dessen Endsieg und weiß natürlich, daß er lügt. Die sowjetischen Panzerspitzen halten 60 Kilometer vor Berlin.

Befreit sind Warschau, Krakau, Oppeln, Gleiwitz, Bromberg, Kattowitz, Posen, genommen Tilsit und Memel, eingeschlossen Breslau, abgeschnitten Königsberg und ganz Ostpreußen. Auf einer Frontbreite von fünfhundert Kilometern steht die Sowjetarmee an der Oder, bei Küstrin und anderenorts schon mit einem Fuß auf dem westlichen Ufer. Eine Atempause ist nötig, um das Netz rückwärtiger Verbindungen nachzuziehen. Die in Hinterpommern hastig zusammengeraffte Heeresgruppe Weichsel unter dem Oberbefehl Himmlers – der SS-Chef gerät nun auch noch unter die Feldherren – nutzt die Situation zu einem Vorstoß gegen die ausgedehnte rechte Flanke der 1. Belorussischen Front. Die Antwort bleibt nicht aus: Am 24. Februar – das ist der Tag, an dem Hitler den Endsieg prophezeit – beginnt der Gegenangriff, der nach einer reichlichen Woche bei Kolberg und Köslin die Ostsee erreicht. Aus dieser Bewegung schwenkt die 2. Belorussische Front nach Osten und macht sich auf den Weg nach Gdingen und Danzig.

Auch im Westen stand die Front Anfang Januar im wesentlichen noch außerhalb der deutschen Grenzen. Das nächste Ziel der Alliierten war der Rhein. Am 3. März sind die Amerikaner in Trier, am 7. März in Köln, die Rheinbrücke bei Remagen fällt ihnen unversehrt in die Hände, so kommen sie zu ihrem ersten Brückenkopf auf dem östlichen Ufer. Aber es dauert doch bis in die zweite Märzhälfte hinein, bevor Amerikaner und Engländer, assistiert von Kanadiern und Franzosen, den Rhein in seiner vollen Länge erreichen.

Auf dem entscheidenden Schauplatz haben die deutschen Armeen, seit der Sturm an der Weichsel losbrach, 500 000 Mann und 8000 Geschütze verloren – Verluste, die nicht mehr zu ersetzen sind. Die Lage des Regimes ist hoffnungslos, aber der Mechanismus aus Zwang und blindem Gehorsam, aus Angst und Fanatismus funktioniert, trotz unübersehbarer Symptome der Auflösung, noch immer. In Breslau werden ganze Stadtviertel gesprengt, damit die Kanonen freies Schußfeld und die Flugzeuge gerade Startbahnen haben. Genutzt hat es niemandem außer dem Nazi-Gauleiter Hanke, der sich so rechtzeitig absetzte, daß Hitler ihn noch in letzter Stunde für den verstoßenen Himmler zum Reichsführer der SS und Chef der deutschen Polizei ernennen konnte. Wenn man es recht bedenkt, dieser Hanke würde unter den Berufsschlesiern des Herrn Hupka gar keine schlechte Figur machen. *Jürgen Jessel*



Die letzten Monate des zweiten Weltkriegs – die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee.

FOLGE 5

Mit ein
andere

nem Fuß auf dem en Ufer

DOKUMENTE DER ZEIT

Botschaft Hitlers an die NSDAP vom 24. 2. 1945:
„Wenn Front und Heimat weiter gemeinsam entschlossen sind, jeden zu vernichten, ... der sich entweder feige zeigt oder gar den Kampf sabotiert, ... muß am Ende dieser Auseinandersetzung der deutsche Sieg stehen... Heute prophezeie ich... am Ende den Sieg des deutschen Reiches."

Bericht des Breslauer Einwohners Grieger vom Frühjahr 1945:
„In monatelanger und ... gänzlich zweckverfehlter Arbeit wurden ganze Wohnviertel gesprengt, planierten Männer, Frauen und Jugendliche, von Parteifunktionären Tag und Nacht herangeführt, die Häuser von der Kaiserbrücke bis zur Fürstenbrücke am Scheitniger Park. Es verschwanden spurlos die mächtige Lutherkirche, die Canisiuskirche, die Häuserreihen am Scheitniger Stern, die Wohnviertel von der Dickhutstraße bis zur Tiergartenstraße, von der Memellandstraße bis an die landwirtschaftliche Hochschule... Am 15. März meldete die Zeitung den ersten wegen Arbeitsverweigerung standrechtlich Erschossenen."

Kommuniqué der Konferenz von Jalta 1945:
„Es ist unser unbeugsamer Wille, den deutschen Militarismus und Nationalsozialismus zu zerstören und dafür Sorge zu tragen, daß Deutschland nie wieder imstande ist, den Weltfrieden zu stören... Es ist nicht unsere Absicht, das deutsche Volk zu vernichten, aber nur dann, wenn der Nationalsozialismus und Militarismus ausgerottet sind, wird für die Deutschen Hoffnung auf ein würdiges Leben und einen Platz in der Völkergemeinschaft bestehen."

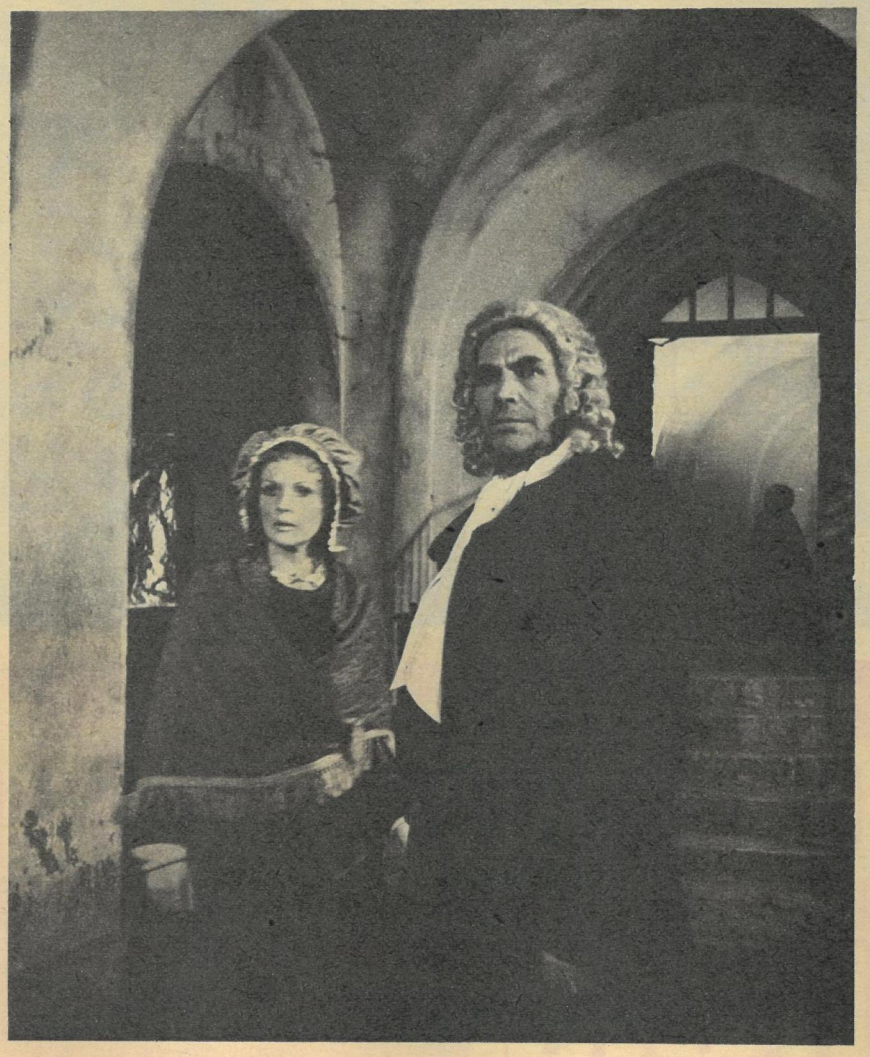
Foto: Juri Tschernyschew

Vielsprachig und vielstimmig wird in diesem Jahr der 21. März gefeiert als der 300. Geburtstag von Johann Sebastian Bach. Einer der Jubiläumsbeiträge vom Fernsehen der DDR: der in Koproduktion mit dem Ungarischen Fernsehen entstandene vierteilige Spielfilm „Johann Sebastian Bach".
Dieser Film nimmt gefangen nicht zuletzt durch seine poetisch überhöhte Bildgestaltung – Ergebnis wechselseitiger Herausforderung zwischen Regisseur Lothar Bellag (Bild rechts mit dem Hauptdarsteller Ulrich Thein) und dem aus Ungarns hoher Kameraschule hervorgegangenen András Szalai. Gestützt auf weitverästelte Umfeldforschungen, lieferte der Dramatiker Klaus Eidam ein psychologisch überzeugendes Szenarium. Aus seiner und der phantasiedurchdrungenen Arbeit aller Beteiligten entstand eine neue, eine atmosphärisch dichte filmkünstlerische Wirklichkeit, in der wir dank Ulrich Theins schauspielerischer Intensität einen Bach erleben, der uns zum Vertrauten wird, der uns mitnimmt in seines Lebens Höhenflüge und Niederungen.
Ein Beitrag von Regina Reichelt.

Nach einem feierlichen Begräbnis: Almosen für den Thomaskantor.

Ein Löwe, der keine Mäuse fangen wollte

Ulrich Thein als J. S. Bach in einem Film von Lothar Bellag und András Szalai



Bach, nach Weimar zurückgekehrt, wird auf Befehl des Herzogs arrestiert.

„Die Herren vom Leipziger Rat wollten durchaus die stärkste Haus-Katze besitzen, die sie erwerben konnten, und als sie den Löwen hatten, waren sie erbittert, daß er ihnen keine Mäuse fing."
Prägnant beleuchtet dieses Bonmot von Klaus Eidam den Grundwiderspruch: Da war also einer weit hinausgewachsen in seinem schöpferischen Drang über die beengenden Wirkungsfelder, in denen er doch seine Wurzeln hatte.
Die Handlung setzt 1716 im Dresden August des Starken ein, der nach Versailles seinerzeit glänzendsten Residenz von ganz Europa. Hier brilliert Marchand, selbstbewußter Cembalovirtuose aus Frankreich. Gedrängt vom Hof, fordert er die Cembalisten weit und breit zu einem Wettbewerb heraus. Der Hoforganist und Kammermusicus Bach in dem Herzogtum Weimar weiß noch nichts davon. Er ahnt auch nicht, daß sich über ihm etwas zusammenbraut. Über ihm steht Wilhelm Ernst, Weimars Regierender Herzog. Der ist ungehalten, als er erfährt, daß noch immer auch der junge Herzog Ernst August, sein Neffe, in den Genuß Bachscher Musizierkunst kommt. Dabei hat Bach das im Vertrag! Aber der Alte ist dem Neffen verfeindet. Was kümmert's Bach! Bei dem Jüngeren spürt er Neigung zur Musik. Er lenkt ihn beim Geigenspiel, schreibt Sonaten für seine Hausmusik.
Als der alte Kapellmeister stirbt, rechnet jeder mit Bachs Nachfolge. Sie bleibt aus. Ein Mittelmäßiger wird vorgezogen. Bach sieht kommen, daß künftig nichts mehr klingen wird, wie es soll.
Drum gibt es keinen Grund zum Zögern, als ihn der mit Ernst

An der Orgel der Weimarer Stadtkirche. In allen Drehorten übte Thein. In Budapests Elisabethkathedrale schloß man ihn sogar dafür ein.

In Karlsbad: Großes Konzert mit der Hofkapelle Leopolds von Köthen.

August verschwägerte Fürst Leopold von Köthen zu seinem Kapellmeister machen will. Die Bedingungen sind verlockend. Doch nun erst recht will der despotische Herzog dem Bediensteten seine Macht beweisen. Der Bach hat zu bleiben!

Aber zu Kreuze zu kriechen ist Bach der Mann nicht. Er hat einen Brief aus Dresden. Dieser berühmte Marchand – es reizt Bach unwiderstehlich, sich seiner Herausforderung nicht zu entziehen. Ohne Urlaubsersuchen, das ihm ohnehin abgelehnt worden wäre, fährt er los.

In Sachsens Residenz wendet sich das Blatt. Zufällig kommen Marchand einige der Bachschen Akkordverbindungen zu Ohren. Ihm wird klar: Der weiß eine andere Musik – diese volltemperierte Stimmung, die alle 24 Tonarten möglich macht. Vergeblich gibt Marchands Sekretär seinem verunsicherten Herrn zu bedenken, daß doch die harmonischen Gesetze der 24 Tonarten noch gar nicht erforscht seien. Er, Bach, beherrscht sie! Marchand hat das erkannt.

Als die im Konzertsaal versammelte Hofgesellschaft, fassungslos über Marchands Verschwinden, nun wenigstens mit diesem Hoforganisten aus Weimar vorliebnehmen will, zieht der alle Register, hinterläßt einen frappierenden Eindruck.

Wieder in Weimar, folgt die Verhaftung. Vier Wochen Arrest, ehe sein Herzog ihn ziehen läßt.

Der zweite Teil des Films setzt ein, als die Bachs schon zweieinhalb Jahre in Köthen sind. Glückliche Zeit! Aber der Herr, der da mit Arzttasche dem Bachschen Haus zuschreitet, er verheißt nichts Gutes... Als Bach beschwingt von den Karlsbader Konzerten zurückkehrt, liegt Maria Barbara, die Mutter seiner vier Kinder, schon unter der Erde.

Auf der Suche nach einem neuen Anfang ergibt sich die Reise ins weltoffene Hamburg. Der streitbare Pastor Neumeister versucht ihn zu gewinnen: Er hat in der Welt nur zwei Möglichkeiten, Bach! Fürstenhof oder Kirche. Fürstenhof ist exklusiv und für einen. Die Kirche ist nicht exklusiv, aber da hat Er die ganze Stadt. Ich hör's an Seiner Musik, Bach, wohin Er gehört: Ins lebendige Leben gehört Er –.

Aber wie er auf der Orgel der St. Catharinenkirche seine c-Moll-Passacaglia zum Erklingen zu bringen vermag, das erweist sich letztlich als eine der Voraussetzungen nur. Die andere: ein voller Beutel. Die im Kirchenrat tonangebenden Ratsherren, Kaufleute und Schiffsmakler erklären unumwunden: Ein

Hamburger Organistenamt ist eine gute Krippe! Ein Mitbewerber bietet dafür 4000 Mark – so viel hat Bach noch nie beieinander gesehen. Nunmehr ist er entschlossen, bei seinem Fürsten zu bleiben.

Doch schwer das Witwerdasein! Der Magd wächst die Arbeit über den Kopf. An die Komponierstube brandet das Tohuwabohu des kindlichen Spiels.

Als Glück erweist sich, daß diese Mademoiselle Anna Magdalena Wilcke an den Hof verpflichtet wurde. Sie finden bald zueinander, der Kapellmeister und die junge Sängerin, Tochter vom Hoftrompeter in Weißenfels.

Auch Fürst Leopold heiratet, eine Frau, der die Kommandos der Wachablösung interessanter sind als Bachs Cembalospiel im 5. Brandenburgischen Konzert.

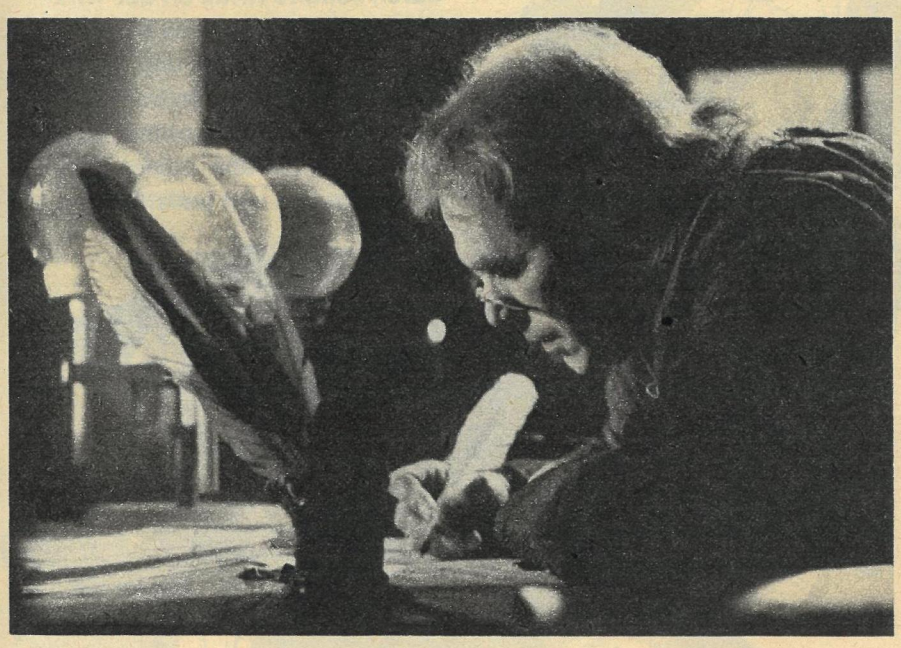
Die Fürstin liebt die Musik nicht, aber der Fürst liebt die Fürstin, und die Frau macht den Mann – Anna sieht beizeiten, daß die Musik ins Hintertreffen gerät bei Hofe.

Aber dennoch ist sie voller Bedenken, als Bach, zurückgekehrt aus Leipzig, ihr auseinanderklamüsert, was das Thomaskantorat einbringen würde. Vermutlich weniger als in Köthen! Bei nun schon fünf Kindern! Den Ausschlag für ihr Einlenken gibt Bachs helle Verzweiflung: Soll ich denn hier abgeschnitten von aller Welt begraben sein? Es

bleibt keine andere Wahl. Harmonisch beschließt ein Lied aus Anna Magdalenas Notenbüchlein den Disput: „Bist du bei mir, geh ich mit Freuden…“

War Bach auch nicht gerade mit überschwenglichen Erwartungen nach Leipzig gekommen, so doch immerhin mit der Zuversicht, daß seine Musik Resonanz finden werde.

Was sich ihm bietet in der alten städtischen Musikschule, ist miserabel. Es zu bessern, wendet Bach sich bald an die städtische, bald an die kirchliche Obrigkeit. Wieder und wieder! Seine Initiative bringt Verdruß. Dieser Mensch ist ein Unbequemer. Er eckt an, wehrt sich und fordert, schreibt Eingaben und führt beim Karfreitagsgottesdienst im Jahre 1729 die Matthäuspassion auf. Die geht gegen das Gewohnte.



Die Bachs verabschieden sich von Gesner, der als Rektor der Thomasschule vieles zum Besseren gewendet hatte (links).

Schon versagen die Augen, aber schaffen will er sie noch – seine „Kunst der Fuge“ (oben).

Die Witwe Anna Magdalena (Franziska Troegner) am Grab auf dem Johanneskirchhof (rechts).

Eine Kirchgängerin: Behüte der Himmel! Es ist ja, als ob man in einer Opéra Comédie wäre!

In der Presse nicht eine Zeile. Aber der Hochweise Rat schickt dem Thomaskantor Ermahnungen, weil er ohne Urlaub die Stadt verlassen und die Knaben nicht treulich in Latein und Katechismus informiert habe. Sogar die Besoldung wird ihm verkümmert. Als Anna den Ratsbeschluß gelesen hat, da flammt es aus ihr heraus: Dafür schindest du dich nun wie ein Pflugochs! Wenn du nichts weiter getan als nur all deine Kantaten und Motetten, die Passionsmusiken und das große Magnificat hier aufgeführt hättest, sie hätten allen Grund zur Dankbarkeit! Aber nein: Sie sind schäbig!

Daß Bach trotz seiner der Musik wenig ergebenen Obrigkeit eine Zeitlang ungestört nach eignem Unterrichtsplan arbeiten kann, es ist Johann Matthias Gesner, dem neuen Rektor der Thomasschule zu danken. Unter seiner Schirmherrschaft wird es ihm möglich, die Krähen im Chor durch Lerchen zu ersetzen. Bei der begeisternden Aufführung vom Weihnachtsoratorium erlebt man den Thomaskantor unerreichbar für seine Widersacher.

Aber schon hat der den Wissenschaften wie den Künsten gleichermaßen gewogene Gesner der Stadt den Rücken gekehrt. Sein Nachfolger, ein intellektueller Ehrgeizling, gräbt dem souverän agierenden Kantor mehr und mehr das Wasser ab. Der Rat läßt ihn gewähren. In der Zeit eines nervenzehrenden Kleinkrieges kommt mit Kurierpost aus Dresden die Ernennungsurkunde zum Hof-Compositeur. Freude! Endlich nicht mehr bloß Tretsack für diese Ratsverwandtschaft! Bach kann sich, wenn's allzu arg wird, an den Hof um Hilfe wenden.

Freudig auch erlebt man Bach immer wieder beim Musizieren – daheim am Cembalo, auf der Silbermannorgel in der Dresdner Frauenkirche, im Zimmermannschen Caféhaus mit dem studentischen Collegium musicum. Und wunderbar vergnüglich, wie er in Klein-Zschocher die Bauern, seine ungewöhnlichen Auftraggeber, vertraut macht mit der Bauernkantate!

Im Schlußteil des Films geht's mit der Postkutsche in Richtung Berlin, um bei Philipp Emanuel den ersten Enkel zu begrüßen. Aber am Stadttor von Potsdam wird der alte Bach aus der Kutsche gerissen: Die Wache hat Order, ihn auf der Stelle ins Schloß zu bringen. Der König unterbricht sein Flötenkonzert, fordert den Überrumpelten auf, von seinen Improvisationskunststücken ein Exempel zu geben. Bach erbittet sich vom König ein Thema, aus dem er improvisierend eine Fuge entwickelt. Sie wird, als Bach wieder in seiner Komponierstube sitzt, zum Anfangsstück vom „Musikalischen Opfer“.

In frühen Jahren hatte Bach seine Kunst für etwas ganz Selbstverständliches gehalten. Erst später wird ihm bewußt, daß sie selbstverständlich wohl nie gewesen ist. Jetzt drängt es ihn, festzuhalten und weiterzugeben, was er in sich trägt an Wissen über die Kunst der Fuge. Aber wie? Für den Notenstecher fehlt das Geld. Wieder erweist sich Anna als einfühlsame Partnerin: Der Weg wird sich finden…

Der Kupferstecher ist ziemlich verwundert, als der Herr Hofcompositeur, statt seine Dienste in Anspruch zu nehmen, sich nach dem Preis der Platten erkundigt. Die zu bezahlen wenigstens reicht das Geld. Bach selber macht sich übers Notenstechen her. Die Töchter müssen die Platten polieren, die Söhne Notenlinien stechen. Wenn nur Vaters Augen besser wären! Auch die stärkste Lupe erweist sich bald als zu schwach.

Schließlich setzt der alte Bach alle Hoffnung auf einen Arzt, der es macht, das einzige, was, wenn's nicht mißlingt, ihm helfen kann: die Operation.

Danach eingeschnürt in finstre Ungewißheit, diktiert er seine Musik vom Bett aus. Nicht mehr lange – es wird sein Sterbebett.

Unter den Klängen des Agnus dei aus der h-Moll-Messe geht eine einsame alte Frau zu dem Grabhügel an der Friedhofsmauer.

Der Film läuft am 8., 10., 15. und 17. 3. jeweils um 20.00 Uhr im 1. Programm des Fernsehens der DDR

Fotos: Tilmann Dähn (6), Júlia Kiss (1), Volker Hedemann (1)

Die Teufelsaustreibung

Nikolai Leskow

Die Geschichten des russischen Erzählers Nikolai Leskow (1831–1895) bestechen durch ihren unerschöpflichen Vorrat an Einfällen, durch genaue Kenntnis der gesellschaftlichen Realität, durch scharfe Kritik an der Wirklichkeit und ein großes Mitgefühl mit den Erniedrigten und Beleidigten. Sie sind ein farbenreiches, bewegtes Panorama des russischen Lebens, seiner allgemein sozialen und individuellen Widersprüche und Konflikte. Leskow gilt als einer der bedeutendsten russischenErzähler des XIX.Jahrhunderts. Berühmt ist seine Kriminalgeschichte LADY MACBETH AUS MZENSK, die FREIE WELT abgedruckt hat und die Dmitri Schostakowitsch als Vorlage für seine Oper „Katerina Ismailowa" auswählte. Die vorliegende Erzählung entnahmen wir dem soeben erschienenen Band „Der ungetaufte Pope", den der Verlag Rütten und Loening Berlin herausbrachte. Sie wurde von Hartmut Herboth ins Deutsche übersetzt.

Illustration: Karl Fischer

Dieses Ritual bekommt man nur in Moskau zu sehen, und auch dort nur, wenn einem das Glück hold ist und man besondere Protektion genießt.

Ich habe dank einem glücklichen Zusammentreffen mehrerer Umstände eine Teufelsaustreibung von Anfang bis Ende mit angesehen und möchte dieses Erlebnis für die heutigen Kenner und Verehrer des Ernsten und Erhabenen in unserem Nationalgeschmack hier aufzeichnen.

Obwohl ich zum Adel gehöre, habe ich doch eine nahe Beziehung zum „Volk": meine Mutter stammt aus dem Kaufmannsstand. Sie lebte vor ihrer Ehe in einem sehr reichen Hause, verließ es aber aus Liebe zu ihrem künftigen Mann. Mein verstorbener Vater hatte großen Erfolg bei Frauen, und er erreichte bei ihnen, was er wollte. So gelang es ihm auch, meine Mutter zu bestricken, doch deren Eltern hielten nichts von seinen Künsten, sie verziehen der Tochter zwar und erteilten ihren ewig währenden elterlichen Segen, gaben ihr aber nichts außer Garderobe und Bettzeug und stellten sie im übrigen Gottes Barmherzigkeit anheim. Meine alten Herrschaften ließen sich in Orjol nieder, sie lebten dürftig, wahrten aber ihren Stolz und erbaten nichts von den reichen Verwandten meiner Mutter, unterhielten auch keine Beziehungen zu diesen. Als ich jedoch zum Studium an der Universität wegfuhr, sagte meine Mutter zu mir: „Bitte, suche deinen Onkel Ilja Fedossejewitsch auf und grüße ihn von mir. Das ist keine Demütigung; man muß seine alten Verwandten ehren – er ist mein Bruder und zudem ein gottesfürchtiger Mann, der in ganz Moskau großes Ansehen genießt. Er reicht Brot und Salz, wenn ein hoher Gast in die Stadt kommt, er steht mit einer Schale oder einem Heiligenbild vor der Gemeinde, er wird vom Generalgouverneur und vom Metropoliten empfangen. Von ihm kannst du viel lernen."

Ich hatte damals gerade erst den Katechismus des Filaret Drosdow auswendig lernen müssen und glaubte nicht an Gott, aber ich liebte meine Mutter, und deshalb dachte ich eines Tages: Nun bin ich schon ein ganzes Jahr in Moskau und habe den Wunsch meiner Mutter noch nicht erfüllt; ich will doch gleich zu Onkel Fedossejewitsch gehen...

Des Onkels Haus kannte ich – es war eins der ersten Häuser in Moskau, jeder kannte es...

Ich trat in den Hof. Vor der Freitreppe standen, eingespannt in eine leichte Kutsche, zwei löwengleiche Rappen mit langen, lockeren Mähnen und seidenweichem Fell, das wie kostbarer Atlas glänzte.

Ich stieg die Treppe hinauf und sagte: So und so – ich bin der Neffe, Student, wollen Sie mich bitte Ilja Fedossejewitsch melden. Die Diener antworteten: „Der gnädige Herr wird sogleich selbst herunterkommen – er beabsichtigt auszufahren." Da erschien er auch schon – eine durchaus gewöhnliche, typisch russische Gestalt, doch recht imposant. Seine Augen hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit denen meiner Mutter, aber der Gesichtsausdruck war anders. Ein rechtschaffener Mann, wie man so sagt.

Ich stellte mich ihm vor; er hörte schweigend zu, gab mir flüchtig die Hand und sagte: „Steig ein, wir fahren ein Stück!" Ich hätte gern abgelehnt, fand aber aus irgendeinem Grunde keine Worte und nahm Platz.

„In den Park!" befahl er.

Wir saßen und redeten kein Wort. Mein Onkel hatte sich den Zylinder in die Stirn gedrückt und verzog das Gesicht zu einer verdrießlichen Grimasse, die offensichtlich Langeweile ausdrückte. Sein Blick wanderte mal hierhin, mal dorthin. Plötzlich sah er mich von der Seite an und sagte unvermittelt: „Es ist nichts mehr los."

Wir fuhren immer weiter. Ich dachte: „Wo will er denn mit mir hin?" und fühlte mich allmählich unbehaglich.

Mein Onkel aber hatte wohl inzwischen einen Entschluß gefaßt, denn er rief jetzt dem Kutscher in kurzen Abständen Befehle zu.

„Rechts! Links! Vor dem ‚Jar' anhalten!"

Ich sah aus dem Lokal „Jar" eine ganze Schar Bediensteter auf uns zulaufen, die sich vor meinem Onkel mit solchem Eifer verbeugten, daß sie sich fast das Rückgrat brachen. Mein Onkel aber rührte sich nicht, er befahl nur, den Wirt zu rufen. Die Schar rannte davon. Der Wirt – ein Franzose – erschien und verbeugte sich ebenfalls mit großer Ehrerbietung. Doch auch jetzt erhob sich mein Onkel nicht. Er stieß mit dem Elfenbeinknauf seines Stockes leicht an seine Zähne und sagte: „Wieviel überflüssige Leute hast du drin?"

„In den Gasträumen sitzen etwa dreißig", erwiderte der Franzose, „und drei Séparées sind besetzt."

„Schmeiß sie alle raus!"

„Sehr wohl!"

„Es ist jetzt sieben Uhr", versetzte mein Onkel mit einem Blick auf die Uhr. „Um acht komme ich. Ist dann alles fertig?"

„Nein", entgegnete der Wirt. „Bis acht schaffen wir es nicht. Viele Gäste haben noch etwas bestellt ... Kommen Sie doch bitte um neun, dann steht das ganze Lokal zu Ihrer Verfügung."

„Na schön."

„Was darf ich vorbereiten?"

„Die Zigeuner sollen kommen."

„Was sonst?"

„Ein Orchester."

„Eins?"

„Nein, besser zwei."

„Soll ich Rjabyka holen lassen?"

„Versteht sich."

„Was wünschen Sie aus dem Weinkeller?"

„Alles."

„Und an Speisen?"

„Zeig mir die Karte!"

Man reichte ihm die Speisekarte.

„Das alles für hundert Personen."

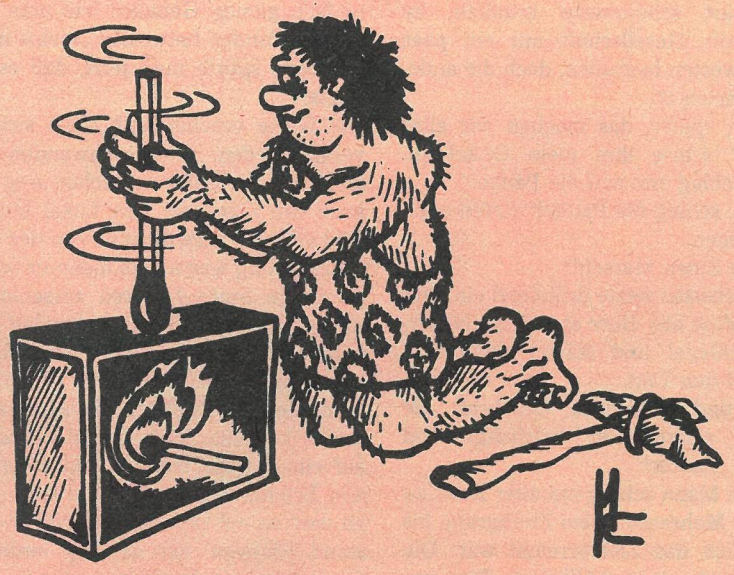
Der Franzose freute sich zwar, doch er hatte auch Bedenken. „Alles kann ich nicht für hundert Personen geben", sagte er. „Es sind sehr teure Sachen dabei, von denen ich nur fünf oder sechs Portionen vorrätig habe."

„Soll ich vielleicht meine Gäste in gute und schlechte einteilen? Für jeden muß das da sein, was er haben will!"

„Jawohl."
Wir ließen den Besitzer des Lokals samt seiner Angestellten beim Eingang stehen und fuhren weiter.
Ich war nun bereits felsenfest davon überzeugt, daß ich hier auf eine falsche Bahn gekommen war, und ich versuchte, mich zu verabschieden, doch der Onkel hörte gar nicht hin. Er war jetzt sehr beschäftigt. Wir fuhren durch den Park und hielten bald diesen, bald jenen Passanten an.
„Um neun im ‚Jar'!" sagte mein Onkel kurz und bündig zu jedem. Und die Leute, zu denen er das sagte – sämtlich ehrbare alte Herren –, lüfteten den Hut und erwiderten ebenso kurz: „Ergebensten Dank, Fedossejitsch."
Kaum war es neun Uhr, da fuhren wir abermals beim „Jar" vor. Wieder stürzte eine Meute Bediensteter auf uns zu. Sie halfen meinem Onkel aus dem Wagen, und der Franzose fächelte ihm auf der Vortreppe mit der Serviette eigenhändig den Staub von der Hose.
„Sind alle weg?" fragte mein Onkel.
„Ein General ist noch da", erwiderte der Wirt. „Er hat sehr darum gebeten, in seinem Séparée fertigspeisen zu dürfen."
„Sofort rausschmeißen!"
„Er wird gleich aufbrechen."
„Darauf kann ich nicht warten, ich habe ihm genügend Zeit gegeben! Soll er auf einer Wiese weiteressen!"
Ich weiß nicht, welches Ende die Sache genommen hätte, wenn der General nicht in diesem Augenblick herausgekommen wäre. Er setzte sich mit seinen beiden Damen in eine Kalesche und fuhr davon.
Das Lokal war aufgeräumt, sauber und völlig leer. Nur in einem Saal saß ein großer, kräftiger Mann, der meinem Onkel schweigend entgegentrat und ihm wortlos den Stock aus der Hand nahm, um ihn irgendwo zu verstekken.
Mein Onkel überließ dem Riesen nicht nur den Stock ohne den geringsten Widerspruch, er gab ihm auch noch seine Brieftasche und seine Geldbörse.
Dieser schon leicht ergraute, massive Mensch war eben jener Rjabyka, den holen zu lassen mein Onkel aus mir unerfindlichen Gründen dem Wirt in meinem Beisein aufgetragen hatte. Er war von Beruf Schullehrer, doch offensichtlich oblagen ihm auch hier besondere Pflichten. Er war genauso unentbehrlich wie die Zigeuner, das Orchester und der ganze übrige Aufzug, der sich jetzt in wenigen Augenblicken versammelte. Zwar begriff ich nicht, welche Rolle er spielte, doch das konnte ich in meiner Unerfahrenheit zu diesem Zeitpunkt auch noch nicht begreifen.
Das hell erleuchtete Lokal erwachte zu regem Leben: Die Musik dröhnte, die Zigeuner gingen umher und aßen etwas am Büfett, und mein Onkel besichtigte die Räume, den Garten, die Grotte und die Galerien. Er sah überall nach, ob sich nicht irgendwo noch ein „Unbefugter" aufhielt. Dabei wich der Lehrer nicht von seiner Seite. Als die beiden in den großen Saal zurückkehrten, wo alle anderen versammelt waren, bemerkte man zwischen ihnen einen großen Unterschied. Der Rundgang hatte sich auf sie nicht in der gleichen Weise ausgewirkt: der Lehrer war nüchtern wie zuvor, mein Onkel hingegen völlig betrunken.
Wie er das so schnell fertiggebracht hatte, weiß ich nicht, doch er war in gehobener Stimmung; er setzte sich auf den Präsidentenplatz, und das ausgelassene Treiben nahm seinen Anfang.
Die Türen wurden verschlossen, denn man wollte, daß „niemand von der Außenwelt zu uns hereinkomme und niemand von uns in sie hinauskönne". In der Tat trennte uns ein Abgrund von der normalen Welt – alles war hier völlig anders als dort, der Wein, die Speisen und vor allem das ganze, ich will nicht sagen widerwärtige, doch wilde, ungestüme Gelage, dessen Verlauf ich gar nicht wiederzugeben vermag. Es wäre auch sinnlos, das von mir zu verlangen, denn als ich mich so in diese Gesellschaft hineingepreßt und von der Welt abgeschnitten sah, verlor ich allen Mut und betrank mich schleunigst selbst. Deshalb kann ich nicht schildern, wie die Nacht verging, es ist meiner Feder nicht beschieden, alles zu beschreiben. Ich erinnere mich nur an zwei herausragende Episoden in dem Schlachtengetümmel sowie an das Finale, doch aus ihnen spricht das Grausigste des ganzen Geschehens schon klar genug.
Ein Mann namens Iwan Stepanowitsch wurde gemeldet, ein stadtbekannter Moskauer Fabrikant und Kaufmann, wie sich später herausstellte.
„Ich habe doch gesagt: Niemand wird hereingelassen", erklärte mein Onkel.
„Er bittet sehr darum."
„Soll sich dorthin scheren, wo er bis jetzt gewesen ist!"
Der Diener ging und kam nach einer Weile eingeschüchtert zurück.
„Iwan Stepanowitsch läßt sagen, er bitte Sie inständig."
„Zwecklos, ich will nicht."
„Er soll eine Strafe zahlen", schlug jemand vor.
„Nein! Wegjagen, eine Strafe nützt ihm auch nichts."
Doch der Diener erschien abermals und verkündete noch zaghafter: „Der Herr ist mit jeder Strafe einverstanden, wenn Sie ihn nur nicht aus Ihrer Gesellschaft ausschließen, das wäre in seinem Alter doch ein zu schwerer Schlag für ihn, sagt er."
Hier erhob sich mein Onkel mit zornfunkelnden Augen, doch sogleich stellte sich Rjabyka in seiner ganzen Größe zwischen ihn und den Diener. Er packte den verschüchterten Boten mit der linken Hand und warf ihn zur Seite wie ein Küken, mit der rechten drückte er meinen Onkel auf dessen Platz.
Unter den Gästen wurden Stimmen für Iwan Stepanowitsch laut. Man bat, ihn hereinzulassen und ihm hundert Rubel für die Musikanten abzufordern.
„Er gehört doch zu uns, und er ist ein gottesfürchtiger alter Mann, was soll denn mit ihm werden? Wenn wir ihn abweisen, macht er vielleicht noch einen Skandal vor der Dienerschaft! Habt Erbarmen mit ihm!"
Mein Onkel ließ sich bereden und erklärte: „Wenn es nicht nach mir geht, dann sollt ihr euren Kopf auch nicht durchsetzen. Gottes Wille geschehe. Iwan Stepanowitsch darf hereinkommen, aber er muß die Pauke schlagen."
Es erschien ein recht ansehnlicher Mann mit ehrwürdigem Äußeren. Sein Gesicht war ernst, die Augen blickten trüb, er ging gebückt, und sein zerzauster Bart schimmerte grünlich. Er wollte die Gesellschaft mit ein paar Scherzworten begrüßen, doch die anderen wehrten ab.
„Später, später, das machen wir alles später!" schrie ihm mein Onkel zu. „Jetzt schlag erst mal die Pauke!"
„Ja, los, schlag die Pauke!" riefen auch die übrigen.
„Musik! Einen Marsch!"
Das Orchester setzte dröhnend ein. Der ehrwürdige alte Herr ergriff die hölzernen Schlegel und schlug recht und schlecht den Takt.
Lärm und höllisches Geschrei; die Menge zeigte sich befriedigt und brüllte: „Lauter!"
Der alte Mann schlug mit aller Kraft zu wie der Mohrenfürst bei Freiligrath, bis schließlich das Ziel erreicht war: Die Pauke gab einen häßlichen Ton von sich – das Fell war geplatzt. Die Menge brüllte vor Lachen, ein unbeschreiblicher Lärm brandete auf, und Iwan Stepanowitsch wurde für das zerstörte Fell zugunsten der Musikanten um fünfhundert Rubel erleichtert.
Er zahlte, wischte sich den Schweiß ab und ließ sich auf einem Stuhl nieder. Während alle auf seine Gesundheit tranken, entdeckte er zu seinem nicht geringen Entsetzen in der Runde seinen Schwiegersohn.
Wieder schallendes Gelächter, wieder Lärm. Weiter drang nichts mehr in mein Bewußtsein. Ich sah lediglich in einigen seltenen Lichtblicken mal Zigeunerinnen tanzen, mal meinen Onkel auf seinem Platz mit den Füßen trampeln. Einmal stand er in drohender Haltung vor jemandem, doch sogleich erschien Rjabyka; der Jemand flog zur Seite, und mein Onkel setzte sich wieder.
Später brachte die durch ein Fenster wehende Frische des Moskauer Morgens mich noch einmal zu Bewußtsein, doch offenbar nur, um mich an meinem Verstand zweifeln zu lassen. Vor meinen Augen tobte eine Schlacht. Holzfäller waren am Werk; splitternd und krachend stürzten Bäume um, jungfräuliche, exotische Bäume, hinter denen sich irgendwelche braunen Gesichter in einer Ecke zusammendrängten. Diesseits des Waldes blitzten drohende Äxte – hier schlugen mein Onkel und der alte Iwan Stepanowitsch erbittert auf die Wurzeln ein.
Man war dabei, die Zigeunerinnen „einzufangen", die sich in der Grotte hinter den Bäumen verbargen. Die Zigeuner kamen ihren Frauen nicht zu Hilfe, sie überließen sie ihrer eigenen Tatkraft. Scherz und Ernst waren hier nicht mehr zu unterscheiden. Teller, Stühle und Steine aus der Grotte flogen durch die Luft, aber die Männer arbeiteten sich immer tiefer in den Wald hinein, wobei Iwan Stepanowitsch und mein Onkel am wildesten draufloshieben.
Endlich fiel die Feste. Die Zigeunerinnen wurden ergriffen, umarmt und abgeküßt; jeder Angreifer steckte seiner Gefangenen einen Hundertrubelschein in die „Korsage", und die Sache war ausgestanden.
Dann wurde auf einmal alles still – der Spuk war zu Ende. Nicht, daß jemand das Gelage gestört hätte, aber es war einfach genug. Genauso wie man vorher empfunden hatte, daß „nichts mehr los" war, spürte man jetzt, daß es genügte.
Die Gäste brachen auf, ohne sich zu verabschieden, sie verschwanden einfach; das Orchester war schon weg und auch die Zigeuner. Das Lokal bot ein Bild völliger Verwüstung: Von der Ausschmückung war nichts mehr zu sehen, sämtliche Spiegel waren zerschlagen, und selbst der Kronleuchter lag zertrümmert am Boden; seine Kristallprismen knirschten unter den Füßen der todmüden Bediensteten, die kaum noch laufen konnten. Mein Onkel saß allein auf einem Sofa, trank Kwaß, hing seinen Erinnerungen nach und trampelte ab und zu mit den Beinen. Neben ihm stand Rjabyka, der es eilig hatte, in seine Schule zu kommen.
Man reichte ihnen die Rechnung. Sie war kurz und enthielt nur wenige pauschale Posten.
Rjabyka las sie sorgfältig und forderte einen Nachlaß von anderthalbtausend. Nach einigem Hin und Her einigte man sich auf eine Gesamtsumme von siebzehntausend, die Rjabyka nach nochmaliger Prüfung für richtig erklärte. Mein Onkel sagte nur kurz: „Zahle!", dann setzte er seinen Hut auf und bedeutete mir mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen.
Ich sah zu meinem Schrecken, daß er mich nicht vergessen hatte und daß sich mir keine Gelegenheit bot, mich aus dem Staube zu machen. Er war mir geradezu unheimlich, und ich vermochte mir nicht vorzustellen, daß ich bei seinem Zustand nun mit ihm allein bleiben sollte. Doch er nahm mich am Arm, ohne auch nur zwei vernünftige Worte zu reden, und schleppte mich mit, so daß ich nicht zurückbleiben konnte. Ich war jetzt stocknüchtern und empfand nichts als Angst vor diesem entsetzlichen wilden Tier, vor seiner unwahrscheinlichen Phantasie und seinem zügellosen Tatendrang. Aber ich kam nicht los, wir waren schon in der Vorhalle, wo uns eine Unmenge Bediensteter umringte. Mein Onkel diktierte: „Jedem fünf!" und Rjabyka zahlte; die Hausknechte, Nachtwächter, Stadtpolizisten und Gendarmen, die uns alle irgendwelche Dienste erwiesen hatten, bekamen etwas weniger. Jeder erhielt sein Teil. Das kostete immense Summen, doch es ging noch weiter: Draußen im Park standen Droschkenkutscher, wohin man blickte. Ihre Zahl war unübersehbar, und sie warteten ebenfalls – warteten auf Väterchen Ilja Fedossejitsch, um „Seiner Gnaden zu Diensten zu sein".
Wir schätzten, wie viele es waren, und gaben jedem drei Rubel. Mein Onkel und ich stiegen in den Wagen, und Rjabyka reichte die Brieftasche herauf.

Fortsetzung auf Seite 41

Klingeln hör ich: es sind die lustigen Schlittengeläute. Wie sich die Torheit doch selbst in der Kälte noch rührt! Klingeln hörst du? Mich deucht, es ist



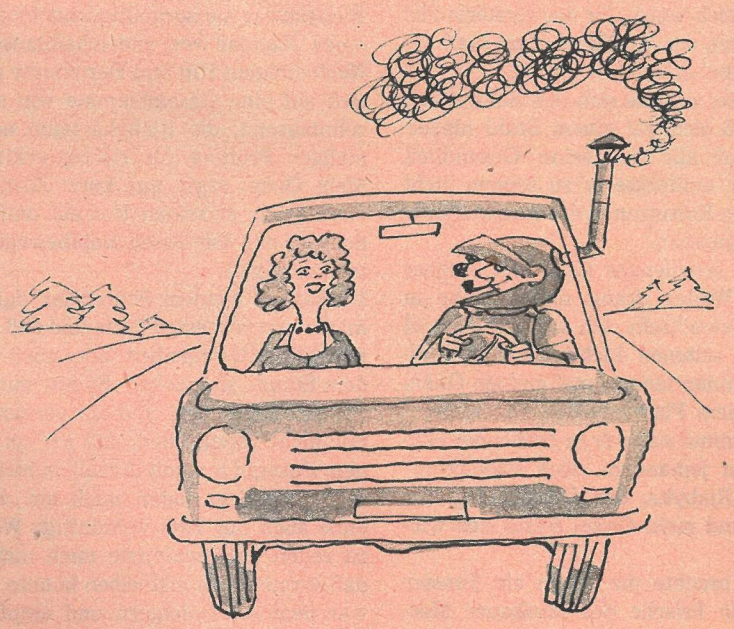
Surowzew, Woronesh

Das Lied vom Zauberkraut

Das ist das Lied vom Zauberkraut
aus dem man keine Tränke braut
das nicht in Moos und Stein versteckt
das aber manchen der fast tot
zum Leben neu erweckt. —

In schlechter Zeit bot mancher Mann
dafür die eigne Tochter an
und auch in Zeiten gut wie jetzt
wo's keine Mangelware mehr
ist es noch hochgeschätzt.

Weiß



Tscherepanow, Moskau

Steger

Auch aus einem krummen Rohr steigt der Rauch gerade auf. kaukasisch

Kein Stamm ist nur aus Kien. sorbisch

Die Axt macht keine Spänchen.

Wenn es siedet, steigt der Schaum hoch.

W. Tendrjakow

Wladimir Albinen

Eingeheizt

Meine Frau ist den anderen Ehefrauen ganz und gar nicht ähnlich. Sie ist – ich bin sicher – die absolute Ausnahme. Irgendwann hat sie die Überzeugung gewonnen, daß ein Mann abends ständig im Hause sein muß. Von neun bis sechs gestattet sie mir, im Betrieb zu sein für ein entsprechendes Entgelt. Aber ab halb sechs ruft sie ununterbrochen an und erinnert mich, daß es an der Zeit sei, sich aufzumachen – zu Hause gäbe es alle Hände voll zu tun. Es sei keine Zeit, herumzusitzen und sich mit Nichtigkeiten zu befassen.
Und ich habe keine Argumente, die sie überzeugen könnten, daß ich im Betrieb ein geachteter Ingenieur bin, und daß es sich überhaupt für einen Mann nicht gehört, mit dem Gongschlag den Arbeitsplatz zu verlassen und nach Hause zu stürzen; es sei denn, daß im Fernsehen ein sensationelles Fußballspiel übertragen wird. Aber sagen Sie das mal meiner Frau! Nun wird es Sie interessieren, welche unaufschiebbaren häuslichen Arbeiten es für einen modernen Mann wohl geben könnte. Nach

Wenn Feuer kalt, der Mond glühend heiß oder das Meer süß würde, dann wohl gäbe es auch

Feuer bläst. sorbisch

Die Flamme ist die Rose des Winters. kaukasisch

Wenn ein alter Klotz Feuer fängt, brennt er lichterloh. bulgarisch

die eigene Kappe, die sich am Ofen dir leis um die Ohren bewegt. Goethe

Das liebe treue Zauberkraut
aus dem man blaue Wolken baut
das den Nervösen Ruhe schafft
das man in langen Sitzungen
dem Nachbarn in die Augen pafft.

Das ihn behext das sie verehrt
Sanft wie ein Hauch stark wie ein Pferd
Das manchem unentbehrlich ist
Und das doch hinterlistig still
EUCH AN DER LUNGE FRISST.

Klaus Möckel

Die suppe schmeckt nach rauch, wo grünes holz in brauch.

Wartburg-Spruch

Es atmet der Ofen
unbeschwert,
wenn der Schornstein
gut gekehrt!

G. Rzehaczek

Der eine trägt Holz, der andre wärmt sich dran.

W. Busch

Schmidt

Steger

Die Asche ist
von edlem Stamme,
Ihre Mutter war
die himmlische Flamme;
Doch weil sich in ihr
kein Funken regt,
wird sie billig
vom Herde gefegt.

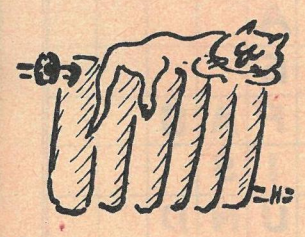
Rückert

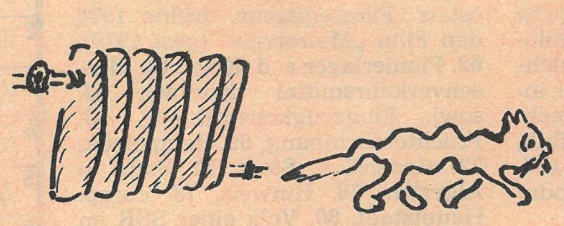
Der Kessel schilt
den Ofentopf,
schwarz sind
sie alle beide.

Goethe

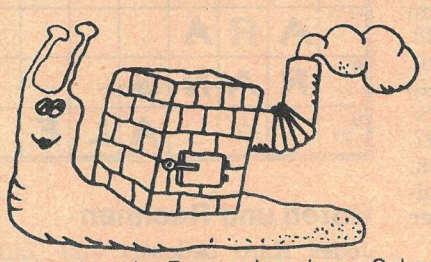
Groß ist die Zauberkraft des Feuers. Ich habe vielfach beobachtet, wie selbstvergessen sich die Menschen der Schönheit dieses bösen Spiels hingeben, und ich bin selbst nicht frei von ihrem Einfluß.

Maxim Gorki





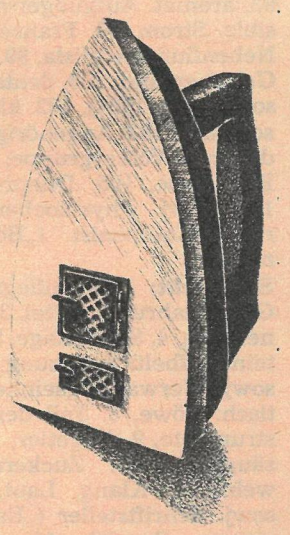
Dörck



Glutamino, der Feuerschneck von Schneider

Nur ein sehr kleines Licht erlischt von einem Seufzer.

H. Sienkiewicz



Kopelnizki, Tschernowzy

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Im Sommer schimpft auch die Großmutter über den Ofen. ukrainisch

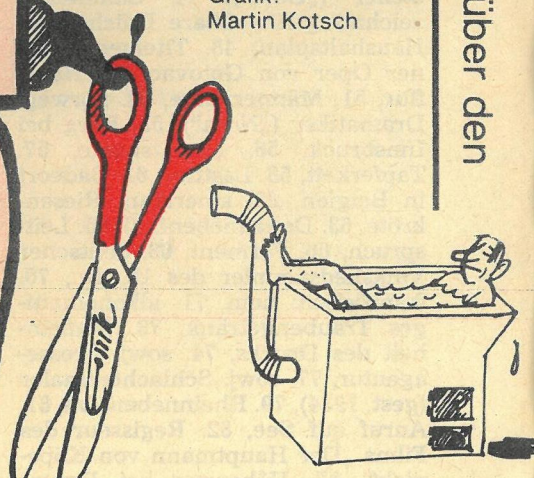
Meinung meiner Angetrauten gibt es davon eine Unmenge: Erstens muß die Wohnung andauernd renoviert werden. Zweitens muß ich das Stuhlbein anleimen. Drittens in die Wäscherei gehen. Viertens mit der Tochter Schach spielen. Fünftens ein Küchenregal für Gewürze bauen, sechstens mit der Familie spazieren oder ins Kino gehen.

Ich spüre, wie sich ein ironisches Lächeln auf Ihrem Gesicht breitmacht. Sehen Sie, an solchen Lappalien beißt sich meine Frau fest. Sie ist eben ganz anders als andere Frauen. Dabei komme ich ihr durchaus entgegen. Jedesmal, wenn um halb sechs das Telefon läutet und meine Frau mich ermahnt, nach Hause zu kommen, sage ich bereitwillig: „Ich bin schon fast auf dem Wege, mein Schatz! Ich fliege!"

Aber meine Frau ruft weiterhin beharrlich an. Um sieben. Um acht. Um neun. Womit sie meine Domino-Partner zum Kochen bringt. Und das tagtäglich!

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

Im kalten Ofen bäckt man kein Brot.

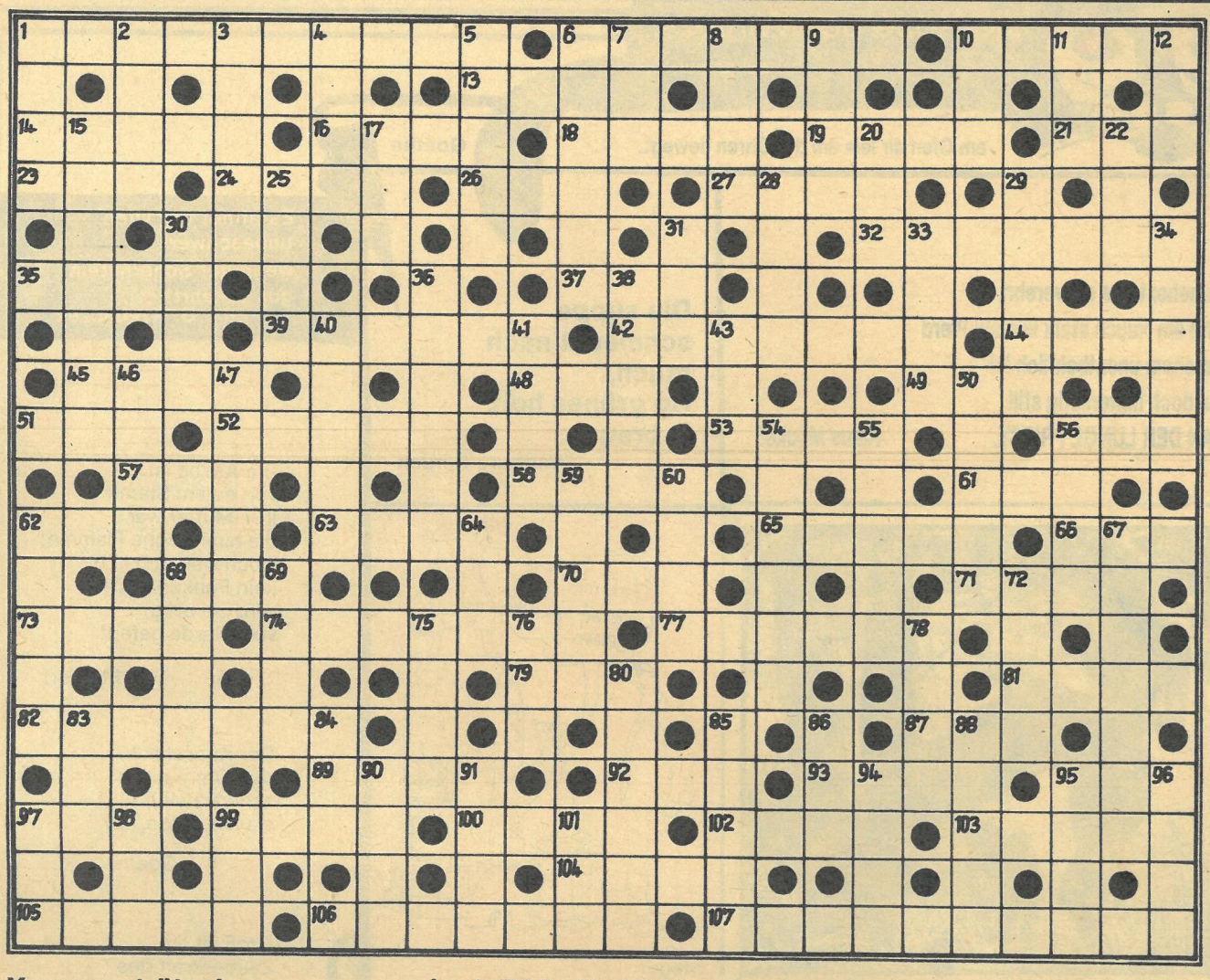


Hitzköpfen steht der Schweiß selten auf der Stirn.

Frauentreue. altindisch

Ein frohes Herz kann Schnee in Feuer verwandeln. spanisch

★RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sowj. Komponist von Opern, Sinfonien und Massenliedern, 6. russ.-sowj. Schriftsteller (gest. 1960), 10. altruss. Wegemaß, 13. Behältnis mit Schraubverschluß, 14. Angehöriger ehemal. irisch-keltischer Volksstämme in Schottland, 16. Gemahlin des Zeus, 18. Vergrößerungsglas, 19. großer Raum, 21. engl. Insel, 23. Handlung, 24. Boots- oder Schiffsrand, 26. Mädchenname, 27. Habsucht, 30. Satz, Serie, 32. Hafenstadt a. d. Westküste Siziliens, 35. portugiesischer Seefahrer des 15./16. Jh. (fand den Seeweg nach Indien), 37. das Lebensende, 39. sowj. Pianist (gest. 1974), 42. russ.-sowj. Schriftsteller („Gold"), 44. Sammelbezeichnung für eßbare Früchte, 45. Haushaltsplan, 48. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 49. Hausflur, 51. Männername, 52. norweg. Dramatiker („Nora"), 53. Berg bei Innsbruck, 56. Monatsname, 57. Tapferkeit, 58. Lasttier, 61. Badeort in Belgien, 62. amerikan. Riesenkröte, 63. Donaunebenfluß, 65. Leitspruch, 66. Ferment, 68. deutscher Volksliedsammler des 19. Jh., 70. französisch: nein, 71. alkoholhaltiges Traubengetränk, 73. Maßeinheit des Drucks, 74. sowj. Presseagentur, 77. sowj. Schlachtenmaler (gest. 1934), 79. Rheinnebenfluß, 81. Anruf auf See, 82. Regisseur des Films „Der Hauptmann von Köpenick", 87. Höhenzug bei Braunschweig/BRD, 89. Mädchenname, 92. aromat. Aufgußgetränk, 93. ostsibir. Strom, 95. Fransenbesen, 97. Nebenfluß der Wisła, 99. Gebirge in Griechenland, 100. deutscher Philosoph (gest. 1804), 102. kleine Deichschleuse, 103. Angehöriger einer indoeurop. Völkergruppe, 104. griech. Buchstabe, 105. Dnepr-Nebenfluß, 106. sowj. Physikochemiker, 107. russ. Komponist („Boris Godunow").

Senkrecht: 1. Verpflegung, 2. ein Grundnahrungsmittel, 3. starke Zuneigung, 4. Stauanlage, 5. älteste latein. Bibelübersetzung, 6. staatl. sowj. Verwaltungseinheit, 7. poetisch: Löwe, 8. Teil der Streichinstrumente, 9. Nagetier, 10. Meeressäugetier, 11. Zuckerrohrbranntwein, 12. Klang, Laut, 15. russ.-sowj. Schriftsteller („Es blinkt ein einsam Segel"), 17. Titelgestalt eines Jugendbuches von Alex Wedding, 20. Körperteil, 22. Dorfsiedlung der Turkvölker, 25. Erfinder eines nach ihm benannten Motors, 28. Flüßchen im Harz, 29. engl. Physiker (gest. 1945), 30. im Altertum Land im Südarabien, 31. Männername, 33. Opernlied, 34. Gebirge im S des asiat. Teils der SU, 36. Muse der Himmelskunde, 38. südwestpoln. Stadt, 40. oriental. Markt, 41. Gestalt aus de Costers Roman „Ulenspiegel", 43. Schiefer, Fels, 46. Hafen in Ghana/Westafrika, 47. Gehalt einer Lösung an chemisch wirksamer Sustanz, 50. russ.-sowj. Dramatiker („Unterwegs"), 54. svw. Brötchen, 55. Wettspieleinrichtung, 56. westafrikan. Republik, 59. greisenhaft, 60. österr. Filmregisseur, drehte 1926 den Film „Metropolis" (gest 1976), 62. Pionierlager a. d. Krim, 64. Massenverkehrsmittel (Kurzw.), 67. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 68. Fruchteinbringung, 69. Beingelenk, 72. niederländ. Stadt, 75. Stadt in Algerien, 76. Hinweis, 78. europ. Hauptstadt, 80. Volk einer SSR im Westen der SU, 83. Zeitalter, 84. Vorgebirge, 85. Zauberberg im Märchen, 86. engl. Biersorte, 88. Lichtwellenverstärker, 90. Radteil, 91. Schriftstück, 94. altgriech. Küstenlandschaft, 95. Planet, 96. italien. Komponist (gest. 1633), 97. durch Sieden erhaltene Lösung, 98. jugoslaw. Stadt in Serbien, 99. Wolganebenfluß, 101. Illustrierte der DDR (Abk.).

Silbenrätsel

Aus den Silben ber – bor – bren – brun – büf – de – dor – dü – fel – gang – ge – gel – gel – gel – ka – ka – ka – ku – li – lis – ma – ma – man – mi – na – ne – nen – ner – no – no – no – o – pa – pa – re – reck – schlin – se – se – see – si – spa – sten – ster – stern – ta – te – tel – ten – tis – tri – war sind 20 Wörter zu bilden. Die dritten Buchstaben der Lösungswörter von oben nach unten, die fünften von unten nach oben gelesen ergeben ein englisches Sprichwort:

1. Anlage zur Förderung von Grundwasser. 2. Oberbekleidungsstück, 3. Stierkämpfer; Sieger, 4. italienisch-österr. Alpenpaß, 5. eingewebte oder gestickte Kante, Besatz, 6. versetzbare Theaterdekoration, 7. Handgerät zum Umgraben von Boden, 8. Speise- und Aufenthaltsraum in Betrieben, 9. englische Anrede, Herr, 10. Pflanzenstiel, 11. Geschütz, 12. bewegte Wasseroberfläche des Meeres, 13. Operngestalt aus „Die Zauberflöte", 14. Bezeichnung für asiatische und afrikanische Wildrinder, 15. lichte Weite von Rohren, 16. Elektronenröhre mit drei Elektroden, 17. DDR-Skispringer u. Olympiasieger früherer Jahre, 18. Schelm; freches Kerlchen, 19. französ. Maler (1869–1954), 20. Institut für Beobachtung der Gestirne.

Vom Kern zum Wort

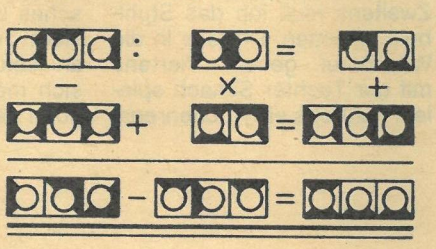
Waagerecht: 1. japan. Hafenstadt, die am 9. 8. 1945 durch die zweite Atombombe zum größten Teil zerstört wurde, 2. Wartburgstadt, 3. zeitlich begrenzte politische Aktion, 4. alphabetisches Verzeichnis, 5. aserbaidshan. Dramatiker und Erzähler (1812–1878), 6. Holzlatten für Zäune, 7. jugoslaw. Stadt in Bosnien, 8. kandierte Orangenschale, 9. ostgermanischer Volksstamm.

Senkrecht: die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen eines russischen revolutionär-demokratischen Dichters und Publizisten (1821–1878).

1 N	A	G	A				
2 E	I	S	E				
3 K			P	A	G		
4 R	E	G	I	S			
5 A		H	U	N	D		
6 S	T	A	K	E	T		
7 S	A	R	A				
8 O	R	A	N	G			
9 W	A	N	D	A	L	E	

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

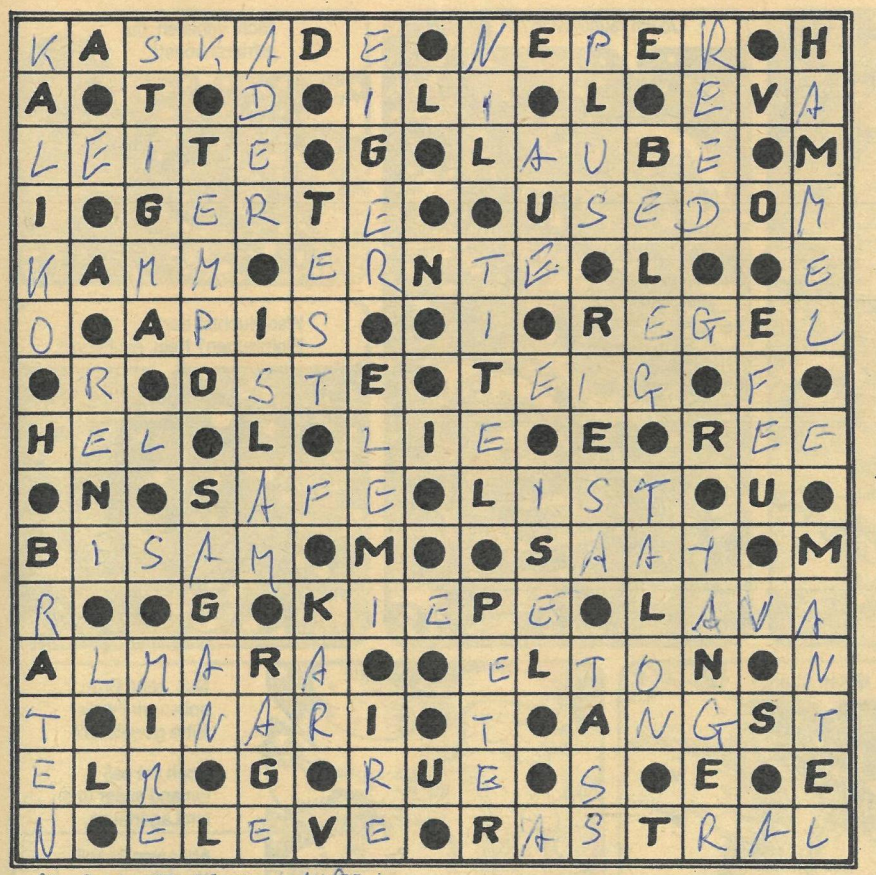
FREIE Welt

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. französ. Schriftstellerin, 2. Bankfach, 3. Hufe, 4. stufenförmiger Wasserfall, 5. leimdichter Baumwollstoff für Bucheinbände, 6. Gegenstand zur Haarpflege, 7. Pelzwerk, 8. poln. Halbinsel, 9. Blutgefäß, 10. mundartlich svw. Berghang, 11. Fleischgericht, 12. Fluß zur Nordsee/BRD, 13. Zeitmaß; Geschwindigkeitsgrad, 14. oriental. Glaubenslehre, 15. Wendekommando, 16. Mehr, Überschuß (latein.), 17. heiliger Stier der alten Ägypter, 18. Fluß in Mittelasien, 19. Fruchteinbringung, 20. Nische vor Hochgebirgswänden, 21. Wut, Zorn, 22. trop. Harzart, 23. Gipfel der Berner Alpen, 24. Prüfung, Experiment, 25. italien. Maler des 17. Jh., 26. See in Finnland, 27. Kennzeichen, Brandmal, 28. Backmasse, 29. amerikan. Sänger und Schauspieler in der DDR, 30. afrikan. Strom, 31. Buchüberschrift, 32. Industriestadt a. d. Elbe, 33. Rückentragekorb, 34. Stadt im Erzgebirge, 35. Gartenhäuschen, 36. Kletterpflanze, 37. elektr. Dämpfungsmaß, 38. sowj. Nachrichtenagentur, 39. svw. Schauspieler, 40. Stadt in Eritrea/Äthiopien, 41. Dreh, Kniff, 42. vulkan. Gesteinsschmelzfluß, 43. Furcht, 44. französisch: Straße, 45. europ. Inselbewohner, 46. Schüler, 47. Männername, 48. Oberbekleidungsstück, 49. Berg bei Innsbruck, 50. Salzsee bei Wolgograd, 51. Richtschnur, 52. Spielkartenrest beim Geben, 53. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 54. Mädchenname, 55. Beweisstück, 56. Ostseeinsel vor dem Oderhaff, 57. geht der Ernte voraus, 58. männl. Schaf, 59. Werkzeug zum Ziehen von Notenlinien, 60. Stadt in Marokko, 61. Höhenzug bei Braunschweig.

Einer fehlt

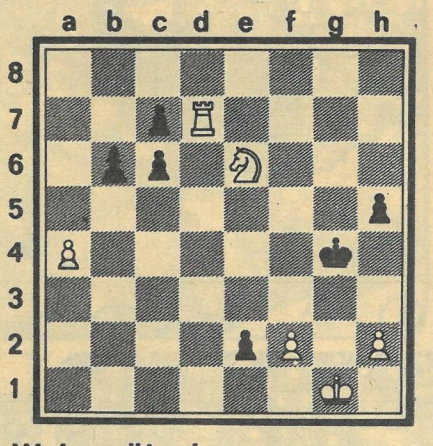
Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Mole – Ambe – Sean – Lid – Sud – Art – Brut – Rue – Gas

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Wiesenpflanze.

Schach

Studie von A. Troizki
„Nowoje Wremja", 1899
Weiß zieht und gewinnt



Wabenrätsel

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

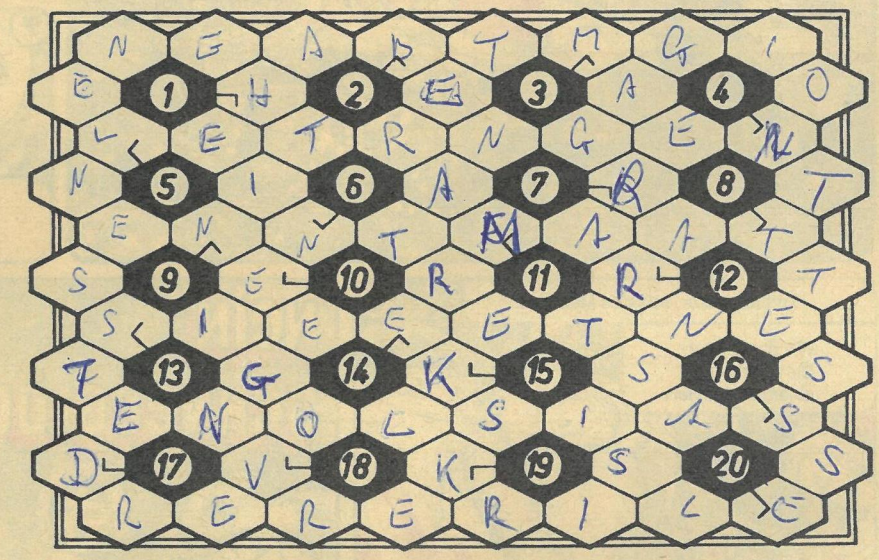
1. weibl. Gestalt bei Wilhelm Busch, 2. Mädchenname, 3. eisenanziehender Körper, 4. unteritalien. Hafenstadt, 5. Gewebe aus Naturfasern, 6. Salz der Salpetersäure, 7. kletternde Palme Südostasiens (liefert das Peddigrohr), 8. unteritalien. Provinz, 9. Oder-Nebenfluß, 10. svw. Eintritt, Eintrittsgeld, 11. Folter, Qual, 12. Schädlingsnagetiere, 13. Buchdrucker-, Firmenzeichen, 14. altrömisches Hirtengedicht, 15. Ort südöstl. von Krasnodar, 16. schweizer. Ortschaft östl. von Lausanne, 17. Hauptstadt des USA-Staates Colorado, 18. Männername, 19. svw. Höhepunkt (z. B. einer Krankheit), Wendung zum Guten oder Schlimmen, 20. französ. Landesteil am Oberrhein.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:

1. Mädchenname, 2. Kurzform von Margarete, 3. Staat im Himalaja, 4. Stockwerk, 5. ein chem. Element.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				



Auflösungen aus Heft 4/1985

Kreuzgitter. Waagerecht: Trend (61), Schau (54), Karat (28), Limit (32), Selma (55), Armee (1), Man (36), Menge (37), Nitra (39), Uman (64), Neer (40), Este (9), Indigo (23), Igel (24), Iser (25), Roer (49), Rate (50), Ostern (47), Kalk (29), Enns (10), Elch (19), Stein (56), Aarau (2), See (57), Neris (41), Latte (33), Mamai (38), Ebene (11), Kanal (30), Narbe (42).

Senkrecht: Tešin (62), Eklat (12), Nam (43), Drama (8), Stange (58), Hamburg (22), Ulema (65), Oman (48), Atze (6), Ene (16), Gut (21), Inn (27), Reis (52), Nora (44), Eisen (13), Sure (60), Elan (18), Irak (26), Dill (7), Ger (20), Eros (14), Los (35), Etat (15), Teheran (63), Roi (53), Ara (4), Kea (31), Nessel (45), Lunik (34), Selen (59), Eiter (17), Niete (46), Amme (3), Romm (51), Ana (5).

Wabenrätsel: 1. Beet, 2. Reue, 3. Gier, 4. Herr, 5. Rohr, 6. Reti, 7. Ster, 8. Sofa, 9. Fehe. – Burgtheater.

Kreisleiste: 1. Steppe, 2. Natter, 3. Banane, 4. Westen, 5. Reseda, 6. Aargau. – Prawda.

Buchstabentausch: Fell, Kali, Wahl, Bali, Pose, Korn. – Lilien

Silbenrätsel: 1. Dänemark, 2. Einigung, 3.Mannequin, 4. Zobel, 5. Umiak, 6. Starter, 7. Calbe, 8. Helena, 9. Adria, 10. Unita, 11. Eiszeit, 12. Romulus, 13. Ilovik, 14. Seminar, 15. Tagetes, 16. Kelle. – Dem Zuschauer ist keine Arbeit zuviel.

Raten und Rechnen:

5031	–	3612	=	1419
+		:		–
1185	+	86	=	1271
6216	:	42	=	148
–		×		+
2346	+	32	=	2378
3870	–	1344	=	2526

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 1) aus Heft 2/1985

Waagerecht: 1. Rab, 4. Prospekt, 9. Palas, 14. Metro, 15. Aram, 16. Bein, 17. Oma, 18. Eisbären, 22. Tunke, 26. Verdi, 27. Kahla, 28. Pirol, 30. Apəni, 33. Spa, 35. Rhin, 37. Rauch, 38. Toledo, 41. Onkel, 44. Arat, 46. Leu, 47. Alt, 49. Ede, 50 Ugra, 53. Pan, 54. Osero, 56. Aru, 58. Eisbrecher, 63. Argon, 65. Berglemminge, 68. Three, 69. Pfauenauge, 71. Sie, 72. Galla, 74. UGL, 75. Sera, 77. Adi, 79. Rau, 80. Uba, 81. Ebro, 84. Lokal, 86. Galina, 89. Chöre, 90. Buna, 93. Nis, 96. Geest, 97. Terek, 99. Diego, 102. Tenor, 105. Hüter, 106. Walrosse, 108. Stanzen, 111. Amor, 112. Nova, 113. Tibet, 114. Iota, 115. Fedin, 116. Luxation, 117. Lelewel.

Senkrecht: 2. Amme, 3. Béarn, 4. Preis, 5. Roi, 6. Saba, 7. Earl, 8. TAN, 9. Patina, 10. Amur, 11. Abklatsch, 12. See, 13. Ina, 17. Ovid, 19. Skandal, 20. Ähre, 21. Ear, 23. Nora, 24. Cat, 25. Selenga, 28. Pi, 29. Schneegans, 31. Polarfuchs, 32. neu, 34. Poe, 36. Hering, 39. Oas, 40. Atreus, 42. Keres, 43. Lu, 45. rar, 48. Leba, 51. Gei, 52. Asgard, 53. PAP, 54. one, 55. Orgeln, 57. Umiak, 59. Bela, 60. Eta, 61. Hrubieszow, 62. Rel., 64. Ouvertüre, 66. Ger, 67. Médanos, 70. Nor, 73. Lug, 76. Al, 79. Ili, 80. Ule, 82. Beet, 83. Oberon, 85. Oper, 87. Agra, 88. atonal, 91. Uk, 92. Ada, 94. Stein, 95. Insel, 98. Reni, 100. Ilex, 101. GOST, 103. Otte, 104. Zar, 105. Hof, 106. Wal, 107. Sto, 109. Nie, 110. Été. **Lösungswort:** Naturschutzgebiet Wrangelinsel.

Es gewannen:

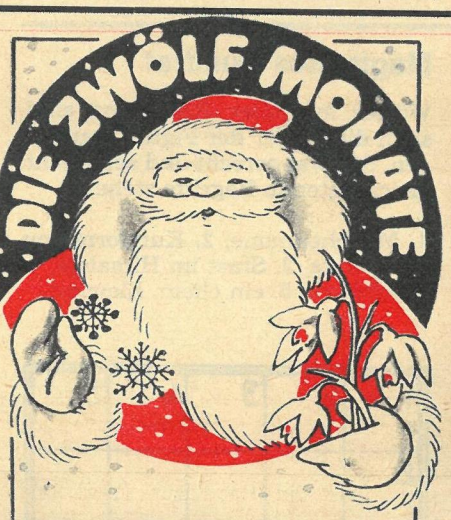
1. Preis: 100,– M Marianne Collasch 2220 Wolgast
2. Preis: 75,– M Anke Rockmann 3300 Schönebeck/Elbe
3. Preis: 50,– M Evelyn Thom 1140 Marzahn
4. Preis: 25,– M U. Bunzel 9044 Karl-Marx-Stadt

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE



Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

Fortsetzung von Seite 35

Die Teufelsaustreibung

Ilja Fedossejitsch entnahm ihr hundert Rubel und gab sie Rjabyka. Der drehte den Schein in den Händen und sagte grob: „Zuwenig." Mein Onkel legte zwei Fünfundzwanziger zu.
„Das reicht auch noch nicht: es war ja ein einziger Skandal." Mein Onkel spendierte einen dritten Fünfundzwanziger, woraufhin der Lehrer ihm den Stock zurückgab und sich verabschiedete.
Wir rasten nun zu zweit nach Moskau zurück, und hinter uns her preschte schreiend und räderratternd die ganze Meute der Droschkenkutscher. Es war empörend: Unter dem Vorwand, Ilja Fedossejewitsch ein Ehrengeleit zu geben, lieferten sie Seine Hochwohlgeboren dem Gespött der Leute aus, um ein Lösegeld von ihm zu ergattern.
Moskau lag im Morgenlicht vor uns und bot ein herrliches Bild. Aus den Schornsteinen stieg leichter Rauch, die Kirchenglocken riefen zur Andacht.
Links und rechts der Straße zogen sich bis zum Schlagbaum lange Reihen von Verkaufsbuden hin. Vor der ersten stieg mein Onkel aus. Er ging auf einen neben der Tür stehenden Bottich aus Lindenholz zu und fragte: „Ist das Honig?"
„Ja."
„Wieviel kostet das Faß?"
„Wir verkaufen pfundweise."
„Ich nehme alles, rechne aus, was es kostet!"
Der Verkäufer nannte wohl siebzig oder achtzig Rubel.
Mein Onkel warf ihm das Geld hin.
Inzwischen war unsere Eskorte herangekommen.
„Liebt ihr mich, ihr Recken, ihr städtischen Droschkenkutscher?"
„Natürlich, Euer Hochwohlgeboren, wir stehen jederzeit zu Ihren Diensten."
„Wollt ihr mir einen Gefallen tun?"
„Sehr gern."
„Dann nehmt die Räder ab."
„Los, los!" kommandierte mein Onkel.
Einige flinkere, etwa zwanzig Mann, krochen unter ihren Wagen, holten Schraubenschlüssel hervor und begannen die Muttern abzudrehen.
„Gut", sagte mein Onkel. „Jetzt schmiert die Achsen mit Honig!"
„Eine solche Gottesgabe... die sollte man lieber essen!"
„Schmiert!"
Ohne jedoch weiter darauf zu beharren, stieg mein Onkel wieder ein, und wir fuhren rasch davon. Die Kutscher standen bei ihren abgenommenen Rädern und dem Honig, den sie allerdings wohl nicht zum Schmieren verwendeten, sondern unter sich verteilten oder an den Budeninhaber zurückverkauften. Unsere nächste Station war ein Bad. Was ich hier erlebte, kam mir wie der Weltuntergang vor. Ich saß halb tot, halb lebendig in einer Marmorwanne; mein Onkel aber lag auf dem Fußboden, das heißt, er lag nicht einfach da, seine Haltung hatte vielmehr etwas Apokalyptisches. Die ganze gewaltige Masse seines feisten Körpers ruhte nur auf den Zehen und den Fingerspitzen, und in dieser unsicheren Stellung zitterte der rote Fleischberg unter einem auf ihn niedergehenden kalten Regen. Dabei gab er ein dumpfes Gebrüll von sich wie ein Bär, der sich einen Splitter herauszieht. Dann sprang er plötzlich auf und verlangte Kwaß. Wir zogen uns an und fuhren auf den Kusnezki „zu dem Franzosen".
Hier ließen wir uns die Haare schneiden, leicht kräuseln und kämmen, dann gingen wir zu Fuß in die Stadt – ins Geschäft.
Mit mir sprach der Onkel kein Wort, aber er entließ mich auch nicht. Nur einmal sagte er: „Wart nur ab, was du jetzt nicht verstehst, wirst du mit den Jahren schon begreifen."
Im Geschäft betete er, wobei er alle seine Angestellten mit dem Blick des Hausherrn betrachtete, dann begab er sich zu seinem Schreibpult. Das Äußere des Gefäßes war bereits gereinigt, doch das Innere wurde noch von all dem Ekelhaften beherrscht und verlangte nach Läuterung.
Ich sah das, und meine Angst schwand. Die Sache begann mich zu fesseln – ich wollte sehen, wie er seine innere Reinigung bewerkstelligte, ob durch Fasten oder eine andere fromme Tat.
Gegen zehn Uhr wurde er sichtlich unruhig. Er hatte die ganze Zeit auf seinen Nachbarn gewartet und nach ihm Ausschau gehalten, damit wir zu dritt Tee trinken gehen konnten. Der Nachbar aber kam nicht: er war unversehens gestorben.
Mein Onkel bekreuzigte sich und sagte: „Wir müssen alle sterben!"
Weiter berührte ihn der Vorfall nicht, obwohl er mit dem Verstorbenen vierzig Jahre lang ins „Nowotroizki" zum Tee gegangen war.
Wir holten den Nachbarn von der anderen Seite, fuhren mit ihm bei verschiedenen Gasthäusern vor und bestellten allerlei, tranken aber keinen Tropfen Alkohol. Ich war den ganzen Tag dabei.
Gegen Abend fuhren wir zu zweit in das Kloster mit der Ikone der Allgepriesenen Gottesmutter.
Auch dort kannte man meinen Onkel: Er wurde mit der gleichen Ehrerbietung empfangen wie im „Jar".
„Ich möchte vor der Allgepriesenen Gottesmutter niederknien und ihr meine Sünden beichten."
„Bitte sehr", sagten die Nonnen, „bitte sehr, wer sollte denn vor der Allgepriesenen Gnade finden, wenn nicht Sie, der Sie ihrem Kloster so viel Gutes tun! Die Zeit ist günstig, vor sie hinzutreten, es ist gerade Abendmesse."
„Mag sie erst zu Ende gehen. Ich habe nicht gern viele Leute dabei. Und machen Sie dann die Kirche ein bißchen dunkel."
Mein Onkel sank in die Knie, er stürzte förmlich zu Boden, berührte mit der Stirn die Steine, schluchzte auf und blieb wie tot liegen.
Ich glaubte, er sei eingeschlafen, und sagte es den Klosterschwestern. Die eine erfahrene Nonne überlegte einen Augenblick und schüttelte den Kopf. Dann zündete sie eine dünne Kerze an, umschloß sie mit der hohlen Hand und trat leise auf den reuigen Sünder zu. Sie ging auf Zehenspitzen um ihn herum und flüsterte aufgeregt: „Sie wirkt auf ihn ein... er sträubt sich noch!"

„Woher wissen Sie denn das?"
Sie beugte sich vor, gab mir ein Zeichen, dasselbe zu tun, und sagte: „Erkennen Sie seine Füße? Dort, wo jetzt das Licht hinfällt!"
„Ja."

„Sehen Sie nur, wie er kämpft!"
Ich schaute genauer hin und bemerkte tatsächlich eine Bewegung: Mein Onkel lag regungslos im stillen Gebet, doch zu seinen Füßen schienen sich zwei Kater zu balgen – mal unterlag der eine, mal der andere, und ständig sprang einer in die Höhe.

„Mütterchen, woher kommen denn diese Kater?" fragte ich.

„Es scheint Ihnen nur so, als wären es Kater", erwiderte die Nonne. „Das sind keine Kater, das ist die Versuchung: Sein Geist lodert schon gen Himmel, aber seine Füße streben noch zur Hölle."

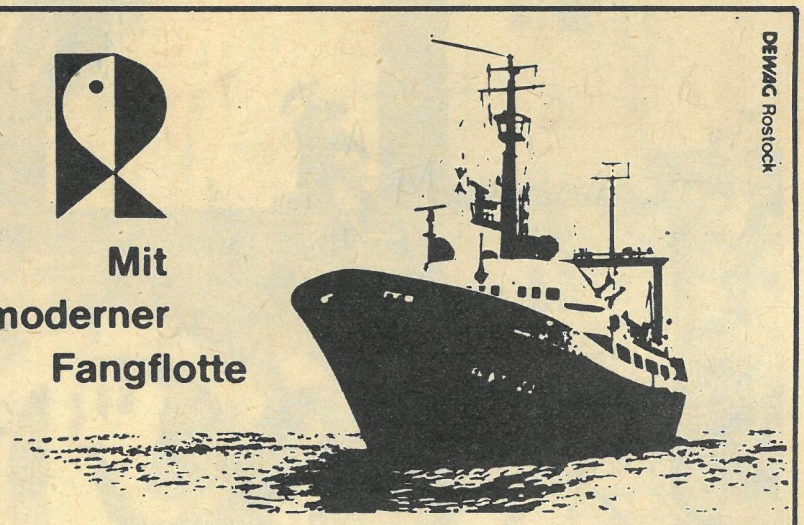
Ich sah, daß mein Onkel in der Tat mit seinen Füßen noch den Trepak von der vergangenen Nacht tanzte, aber loderte sein Geist auch wirklich zum Himmel? Da seufzte er, gleichsam als Antwort darauf, plötzlich abgrundtief und schrie: „Ich stehe nicht auf, bevor du mir nicht vergibst! Denn du allein bist heilig, und wir sind alle verdammte Teufel!"
Jetzt heulte er in einer Weise los, die uns drei zusammen mit ihm laut flehen ließ: „Herr, erhöre sein Gebet!"
Wir waren aufs höchste überrascht, als er plötzlich neben uns stand und mit leiser, geläuterter Stimme zu mir sagte: „Komm – wir wollen das heilige Abendmahl nehmen."
Die Nonnen fragten: „Haben Sie die Himmelsglorie geschaut, Väterchen?"
„Nein", erwiderte er, „die Himmelsglorie habe ich nicht gesehen, aber ich wurde... So ist mir geschehen."

Er ballte die Hand zur Faust und machte eine Bewegung, als höbe er einen Jungen am Schopf in die Höhe.
„Sie wurden erhoben?"
„Ja."
Die Nonnen bekreuzigten sich mehrmals, und ich folgte ihrem Beispiel.

Mein Onkel erklärte: „Jetzt ist mir vergeben. Direkt von oben, aus der Kuppel, ergriff mich eine starke Hand und stellte mich auf die Füße."

Nun war er also nicht verdammt; er schätzte sich glücklich, beschenkte das Kloster reichlich, in dem er sich dieses Wunder erbeten hatte, und fühlte sich dem „öden Alltag" wieder gewachsen. Meiner Mutter schickte er ihr ganzes Erbteil, und mich hat er in einen guten alten Volksbrauch eingeführt.

(leicht gekürzt)



Mit moderner Fangflotte

Schulabgänger 1986

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufsausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.

Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildungen nur im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

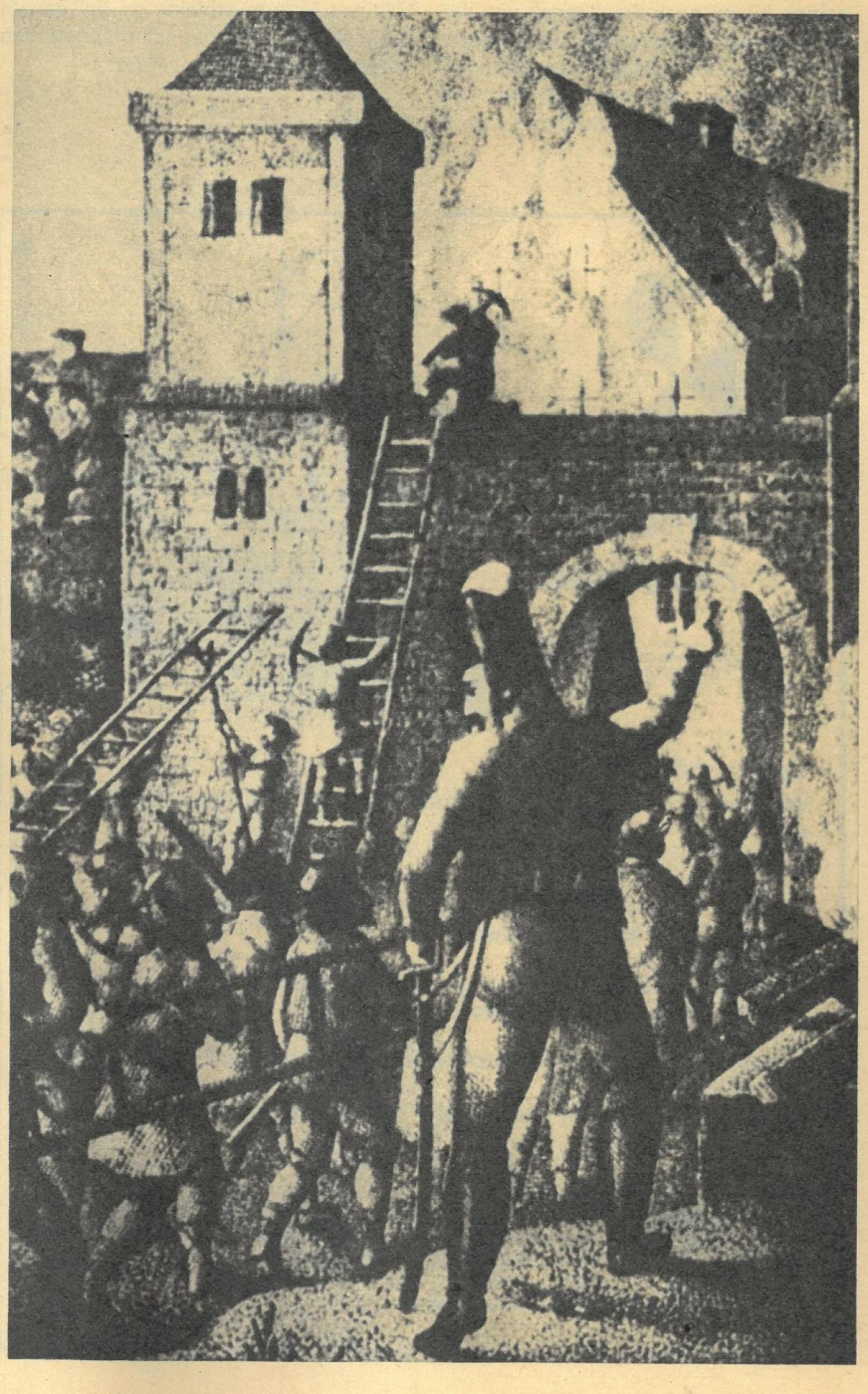
VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz
Postfach 7

Horia ist zu Roß gestiegen,
die Barone zahm zu kriegen.
Braust der Wind im leeren Wald:
Aufruhr von den Bergen schallt!

Gelbes Blatt vom Buchenstamme:
Sprüht das Feuer, loht die Flamme!
Durch das Land zieht Horia weit,
und er schafft Gerechtigkeit!

HORIA IST ZU ROSS



Regimenter Kaiserlich Österreichischer Truppen, verstärkt durch Gendarmerie, sind aufgeboten an diesem 28. Februar des Jahres 1785. Vor den Toren der Stadt Alba Iulia haben die Soldaten einen doppelten Ring gezogen um die Schar der leibeigenen Bauern, die aus allen Komitaten Transsilvaniens hierher zum Richtplatz getrieben wurden.

Auf Geheiß des in Wien regierenden Kaisers, der Provinzbehörden und der adligen Grundherren sollen die Männer, Frauen und Kinder mit eigenen Augen sehen, welches Schicksal jeden Aufrührer erwartet. Der Rumäne Vasile Ursu Nicola, höriger Zimmermann auf einem staatlichen Gut, genannt Horia (nach seinem Flötenspiel; „hora" – Lied und Tanzweise), wird durch das mit Messern und Dornen gespickte Rad zu Tode gebracht. Mehr als dreißigmal, bei den Füßen beginnend, geht das ausgeklügelte Marterinstrument über ihn hinweg, ehe das Röcheln des zollweise Hingerichteten verstummt.

Das Schicksal Horias teilen seine Kampfgefährten Cloşca und Crişan. Wie Horia wird auch Cloşca gerädert und durch das Beil gevierteilt; mit dem Körper Crişans nehmen der Henker und seine Knechte die gleiche Prozedur vor, er hatte sich im Gefängnis erhängt. Alle drei starben in Treue zu ihrer Sache, keine Folter konnte ihnen ein reuiges Geständnis, den Namen eines Mitverschworenen entreißen.

Bild rechts: die Exekution zu Alba Iulia (Kupferstich von Andreas Brinhauser) – oben: Crişan, Horia und Cloşca an der Spitze der Aufständischen – links: Sturm auf die Mauern eines Adelssitzes.

Was war ihr Vergehen? Sie hatten sich zu Sprechern des unterdrückten rumänischen Landvolkes gemacht. Ins Unerträgliche waren die Lasten der Leibeigenen gewachsen. Entgegen dem Gesetz holte sie der Vogt des Grundherrn beinahe jeden Tag mit ihrem Gespann von dem Feldstück, das sie für sich selbst bearbeiten wollten. Immer neue Steuern wurden erhoben, für die Beamtenschaft, das Heer, den Kaiser. Die Erbitterung in den Dörfern erreichte zum Sommer 1784 ihren Höhepunkt; ein Funke genügte, um die Flamme der Empörung zu entzünden.

Anlaß der folgenden Ereignisse war eine kaiserliche Bekanntmachung. Joseph II. verfügte, daß Bauern, die sich zu den Grenzregimentern melden, aus der Leibeigenschaft entlassen würden. Daraufhin strömte die männliche Bewohnerschaft ganzer Dörfer nach Alba Iulia zur Registrierung; der Soldatenrock erschien als das geringere Übel. Grundbesitzer sorgten sofort für die Schließung der Werbebüros, und die Ausgezogenen sahen sich um die kaiserliche „Gnade" betrogen.

Horia, der im Namen von Dorfgemeinschaften mehrmals in Wien Beschwerde geführt hatte, glaubte sich vom Kaiser beauftragt, die Abschaffung der Leibeigenschaft durchzusetzen, notfalls gegen die widerspenstigen Behörden. Durch Crişan und Cloşca ließ er die Bauern für einen Marsch nach Alba Iulia sammeln. Bei Brad stellten sich Gendarmen einer Kolonne in den Weg, eröffneten das Feuer. Tote und Verwundete blieben auf dem Platz. Der Aufruhr war da.

Innerhalb weniger Tage brannten die Adelshöfe von Făgăraş bis zum

Kuckuck, der im Dorfe singt:
Horia haben sie umringt,
Stricke haben ihn gebunden,
Ketten haben ihn geschunden.

Herren haben Recht gesprochen:
Auf dem Rad ward er zerbrochen.
Mußte Horias Herz verbrennen,
daß die Reichen gröhlen können?

Aus dem „Horialied", rumänische Volksdichtung

GESTIEGEN

1784/85 — Bauernaufstand in Transsilvanien (Siebenbürgen)

Banat und nach Maramureş in allen Gegenden Transsilvaniens. Bei der Belagerung der Burg Deva läßt Crişan eine Botschaft Horias über die Mauer werfen. Und das sind seine Forderungen: Beseitigung sämtlicher Titel und Vorrechte – jedermann soll allein vom Ertrag seiner Arbeit leben – Verteilung von Grund und Boden an alle, die Großgrundbesitzer sollen nur den allgemeinen Anteil bekommen... Das ist kein spontaner Aufruhr mehr, sondern ein Versuch zur grundsätzlichen Umgestaltung der Verhältnisse. Rumänische, ungarische, deutsche Fronbauern, Bergleute und Holzfäller greifen dafür zu den Waffen. Der Kaiser gibt seine Taktik des Abwartens auf, reguläre Truppen zerstreuen die Bauernhaufen. Durch Verrat fallen die Führer der Bewegung ihren Feinden in die Hände.

Am Vorabend der Französischen Revolution erregte das Geschehen hinter den Karpaten großes Aufsehen in den Ländern Europas, weit verbreitet ist die Sympathie mit den Rebellen. Der Verfasser einer Korrespondenz für das „Politische Journal", Hamburg, nennt Horia eine Persönlichkeit, die geboren schien, Massen zu regieren. „Rex Daciae", König von Dakien – das war als Spottname auf ihn gemünzt, doch wahrhaft königlich habe er seinen Mann gestanden, wie ein König das Land an die Bauern verteilt.

„Horia tanzt nicht Hora mehr", heißt es am Schluß des Liedes. Viel Zeit mußte noch vergehen bis zum 23. März 1945, dem historischen Datum der Landübergabe an 900 000 Bauernfamilien im volksdemokratischen Rumänien.

Johannes Rana

BRIEFMARKEN-GALERIE

1

2

3

Chronisten des Sieges

Wenige Wochen nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion erschien an Wandflächen, Anschlagtafeln und in der Presse ein beeindruckendes Plakat: Eine Mutter verabschiedet ihren Sohn zur Roten Armee. „Sei ein Held!" lautet der Text dazu. Fast gleichzeitig kam eine Sonderbriefmarke heraus. Für das Markenbild war dieselbe Grafik von J. Korezki ausgewählt worden (Abb. 1). Philatelistisch interessant ist die Tatsache, daß auch das Mittel der Briefmarke für den Aufruf zur Verteidigung der Heimat eingesetzt wurde. Es nimmt daher nicht wunder, daß der Philatelistenverband der UdSSR 1975 zum 30. Jahrestag des Sieges dieses Markenmotiv auf einem Souvenirdruck in Erinnerung rief. Sowjetische Briefmarken wurden in der Zeit von 1941 bis 1945 neunzigmal zu Chronisten dieser schicksalhaften Jahre. Seit November 1942 erschienen „Sonderausgaben für den Großen Vaterländischen Krieg". Sie berichten über Heldentaten der Armee und des Hinterlandes, zum Beispiel über den Unterleutnant Talalichin, der einen der ersten Luftangriffe auf Moskau abwehrte, oder über den Mut Soja Kosmodemjanskajas, der Partisanin. Dargestellt wurden auch siegreiche Kämpfe und die Zerschlagung feindlicher Verbände. So gab es eine Serie zur Befreiung der vier Heldenstädte Odessa, Sewastopol, Leningrad und Stalingrad (Abb. 2). „Der Sieg der Sowjetunion ... war der Sieg der sowjetischen Kriegskunst, hervorragender Heerführer und des Massenheldentums der Sowjetsoldaten", heißt es im Aufruf zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes. Der Sammler hat viele Möglichkeiten, den Weg der sowjetischen Armee zu verfolgen. Dafür bieten sich auch die zahlreichen Ausgaben an, die seit ihrer Gründung erschienen. „10 Jahre Rote Armee" war die erste Emission mit Grafiken eines Infanteristen, Matrosen, Kavalleristen und Fliegers. Sie kam am 6. Februar 1928 heraus. Zum 50. Jahrestag der Ersten Reiterarmee im Jahre 1969 erschien eine Marke mit dem Gemälde „Tatschanka" von M. Grekow (Abb. 3). Der Bogen dieser Thematik läßt sich spannen von den Kämpfen zur Sicherung der jungen Sowjetmacht bis zur Gegenwart, bis zu den Ausgaben, die mit ihrer Aussage im Dienst der Friedenssicherung und des Menschheitsfortschritts stehen.

Henri Hamann

Ihre Gedanken...

... zu diesem Bild! Wir zeigten es zum ersten Mal im Heft 1/85. Herzlichen Dank an alle, die sich bisher beteiligten. Wir zitieren wieder Auszüge aus der Fülle inzwischen bei uns eingegangener Erfahrungen, Einsichten und Erkenntnisse:

Wenn ich dieses Bild betrachte, und ich tue es schon einige Zeit, so kommen mir, der den zweiten Weltkrieg als Kind erlebte und in dieser Zeit viele Menschen sterben sah, auch viele Gedanken. Ich hatte das große Glück, einer Frau zu begegnen, die ich heute als meine Lebensretterin bezeichnen möchte. Es muß Juli 1945 gewesen sein, ich war 14, lag mit einer großen Wunde am Bein im Krankenhaus, hatte keine Angehörigen mehr. Ich grübelte mutlos ... Da nahm sich eine sowjetische Frau meiner an, kümmerte sich um alles – bald gehörte ich mit zur Familie. Im November 1947 sorgte sie dafür, daß ich mit einem Transport von Waisenkindern aus dem heutigen Kaliningrad in die damalige sowjetische Besatzungszone kam.

Peter Wagnitz, Pokrent

Besonders schwer ist der Anblick, wenn unter Trümmern ein lieber Mensch sein Leben lassen mußte.

Else Schwarzer, Mühlhausen

April 1945 in Rathenow. Eines Tages wurden wir Lehrlinge zusammengetrommelt, ein SS-Offizier sprach zu uns: „Werdet Werwölfe, kämpft gegen die Russen, Fahrräder und MPis bekommt ihr!" Wenig später erschien ein Offizier dieser „Russen" im Luftschutzkeller. Er machte uns klar, daß die in der nahen Zementfabrik verschanzten Faschisten angegriffen würden. Wir sollten die Stadt verlassen, damit wir nicht zu Schaden kämen. Sicher gelangten wir durch die sowjetischen Stellungen.

Guido Kloth, Leipzig

Ich mußte beim Ansehen des Bildes sofort an Entschuldigungszettel aus den Jahren 1946/47 denken, die manche Mütter damals geschrieben haben: „Klaus kann heute nicht zur Schule, weil wir kein Brot mehr haben." – „Helga muß ich heute zum Hamstern mitnehmen, wir sind mit den Brotmarken schon 14 Tage voraus."

Hans Auge, Schneeberg

Nach dem Krieg wurde ich Lehrerin. An allem fehlte es ... Heute stehen überall in unserer Republik helle neue Schulen, ausgestattet mit modernsten Unterrichtsmitteln.

Erika Schwarz, Vetschau

Ich bin im Frieden geboren, bin froh über meine Familie, mein Zuhause. Im Regal habe ich viele Bücher sowjetischer Autoren. Die Trilogie von Konstantin Simonow habe ich schon dreimal gelesen. Welcher Mut, welche Kraft! Wie schnell gebe ich manchmal bei geringen Schwierigkeiten auf...

Sylvia Schwarz, Gera

Wir haben uns in 40 Jahren eine Heimat geschaffen, in der man sich wohl fühlen kann. Bei uns zu Lande muß keiner um Almosen betteln, weil man ihm einen Arbeitsplatz verweigert. Ist es nicht entsetzlich, daß Menschen erfrieren, weil sie keine Bleibe haben?

Heinz Röllig, Leipzig

Ich bin 25, habe Maurer gelernt. Wenn ich mit meiner Familie zusammensitze, den Kleinsten noch unbeholfen mit seinen Händen spielen sehe, dann bin ich zutiefst glücklich, aber auch besorgt ... Ich liebe das Leben, doch wenn es sein muß, kann ich nicht nur mit der Maurerkelle umgehen.

Bernd Anderson, Delitzsch

Unser Gedankenaustausch geht weiter, liebe Leser. Von allen Einsendern werden monatlich zehn mit einer Anerkennungsprämie von 50 Mark bedacht.

Sie fragen wir antworten

Heute Völkerschaften

Wie kam es zur Adsharischen ASSR? Adshare ist keine Nationalität...

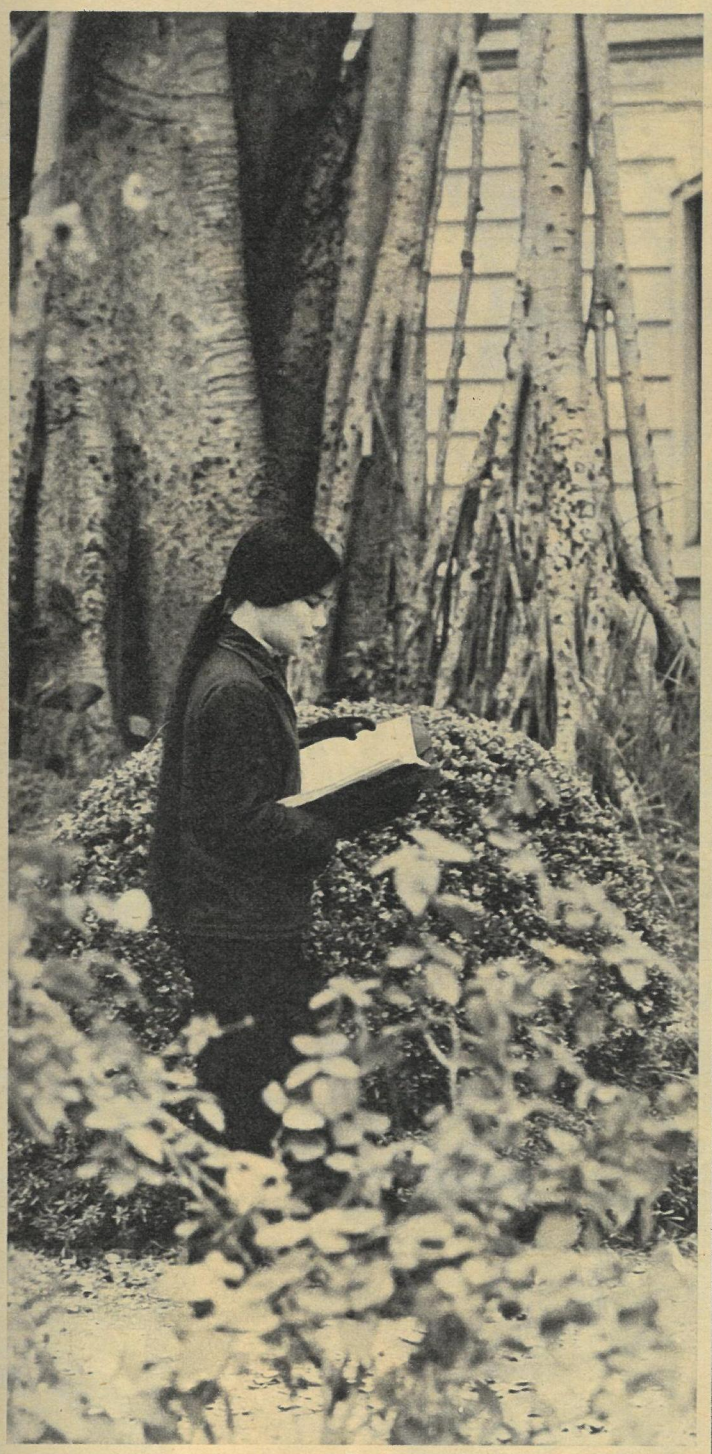
Gisela Kerber, Neubrandenburg

Die Adsharen sind eine lokale Gruppe der Georgier; die Adsharische ASSR wurde 1921 innerhalb der Georgischen SSR gebildet. Das Gebiet, teilweise mit der früheren Kolchis identisch, gehörte bis 1878 zur Türkei. Die fast drei Jahrhunderte währende türkische Herrschaft hatte zur Islamisierung der dort lebenden Menschen, zur Isolierung und damit zu spezifischen Eigenheiten in Kultur und Lebensweise geführt. Um dieser Bevölkerung die gleichberechtigte kulturelle Entfaltung zu garantieren, war die Bildung eines eigenen autonomen Territoriums erforderlich. Ihrer Nationalität nach sind die Adsharen Georgier.

Dr. Ingeburg Winkelmann

Die diesjährige Völkerschaftsreise führt auch in die Adsharische ASSR.

Volkskünstler aus Adsharien



Leserfoto

Im Park der Nationalbibliothek von Hanoi, aufgenommen und eingesandt von Leonhard Penzold, Berlin

Preisfrage

Heft 5/85

Welche Temperatur herrscht in einem Biogasreaktor?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 7/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 13. März 1985. Auflösung von Heft 3/85: Die Chefin einer mobilen Kantine für die Trassenbauer. Wir gratulieren Annemarie Conrad, Berlin.

Porzellan

So war es richtig in Folge 3 „Russisches Porzellan" (FW 3/85): „Iwan Sussanin", uraufgeführt am 27. November 1836 unter dem Titel „Ein Leben für den Zaren".

Glinkas Oper entstand als Echo auf den Vaterländischen Krieg von 1812.

Recht haben aber alle Leser, die darauf hinwiesen, daß Sussanin ein Held des Kampfes gegen die polnischen Unterdrücker im 17. Jahrhundert war.

Es gewannen:

150 M Elisabeth Steinhäußer, Dresden; 100 M O. Michnik, Leipzig; 50 M Lisa Ebenhan, Zerbst.

Argumente

In meiner täglichen politischen Arbeit als Mitarbeiter der Außenorganisation der Staatlichen Versicherung helfen mir die Kommentare von Karl-Eduard von Schnitzler, denn ich muß und will auch auf aktuelle Fragen antworten.

Albert Buschold, Rodau

Nahegebrachte Geschichte

Der Name Alexander Newski (Preisfrage zu „Russisches Porzellan", FW 2/85) ließ mich an die schönste Straße Leningrads, an den Newski-Prospekt, denken. Wieviel Leid hat sich in den Tagen der Blockade in dieser Straße zugetragen! Eine Gedenktafel ist mir in Erinnerung: „Bei Artilleriebeschuß ist diese Seite des Prospekts besonders gefährdet!" Ich las, daß schon mehrmals das gesamte Newagebiet Schauplatz blutiger und langer Kriege gegen ausländische Eroberer war. Zu Ehren der Verdienste Alexander Newskis ließ Peter I. ein Kloster erbauen (hier endet heute der Newski-Prospekt), auf dessen Friedhof berühmte Wissenschaftler und Künstler bestattet wurden – zum Beispiel Lomonossow, Rastelli, Tschaikowski.

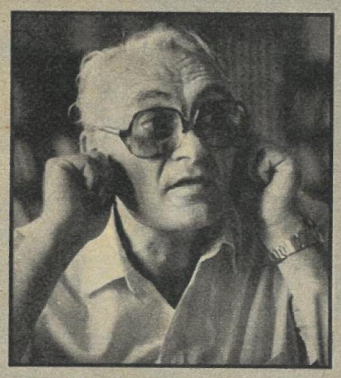
Ute Kleingünther, Strausberg

Unser Foto zeigt die Ruhestätte Tschaikowskis.

Gruß vom Reis

Ihre Reportage „Reis in der Schule" (FW 22/84) ist gut bei uns angekommen. Da Ihre Mitarbeiter den Abschluß der Saison nicht miterleben konnten, möchte ich mitteilen, daß der Sowchos „Ardinski" im Durchschnitt 59 Dezitonnen vom Hektar einbrachte, unter ungünstigen Witterungsverhältnissen also den eigenen Ertragsrekord von 1983 wiederholte; in unserer Versuchswirtschaft „Krasnoje" (900 ha) waren es 68 Dezitonnen. Es ist jetzt überall ein Produktionsniveau erreicht, das den Inlandsbedarf deckt. Natürlich gibt es Neuigkeiten an unserem Institut (Zentrales Institut für Reisforschung in der UdSSR, Krasnodar). So ist es unserem Kollegen G. L. Seljonski in aufwendiger Selektion gelungen, ein unikales Exemplar einer Reispflanze auszusondern, von der wir uns eine Umwälzung bisheriger Vorstellungen über die biologische Produktivität dieser Kultur versprechen.

J. P. Aljoschin, Direktor
Auf unserem Foto der Verfasser des erfreulichen Briefes.



In Taganrog

Die Tschechow-Erzählung „Die Schönen" (FW 2/85) weckte Erinnerungen an unsere letzte Reise in die Sowjetunion. Auch wir passierten das armenische Dorf Bachtschi-Salach, in dem es aber heute sehr viel Grün gibt. Auch die Don-Steppe hat sich seit Tschechows Zeiten verändert – rechts und links der Straße fruchtbare Felder mit Weizen und Sonnenblumen. In Taganrog besuchten wir das Geburtshaus des Dichters, dort ist er zur Welt gekommen, nicht in Badenweiler, wie Sie schrieben. In diesem Schwarzwaldort ist er gestorben.

Inge Deppe, Trebus
Danke für den Hinweis, wir bitten um Verzeihung!

Kostbarkeiten

Als Liebhaberin schöner Porzellane warte ich mit Ungeduld auf jede neue Folge Ihrer Serie. Woher kommen die wunderbaren Fotos?

Charlotte Küster, Schwerin

Die Idee zur derzeitigen Rücktitelserie (ab FW 1/85) entstand, als wir den prächtigen Bildband „Russisches Porzellan aus privaten Manufakturen" in Händen hielten. Er ist 1984 in deutscher Sprache im Leipziger VEB E. A. Seemann Verlag erschienen. Autor W. A. Popow und Fotograf W. J. Potschajew hatten ihr Buch erstmals 1980 im Leningrader Verlag „Chudoshnik RSFSR" veröffentlicht. In einem ausführlichen Textteil, mit 228 großformatigen, überwiegend farbigen Abbildungen und einer Tabelle von 350 Markenzeichen dokumentiert das Werk die Entwicklung und Produktion der bedeutendsten privaten Porzellanmanufakturen Rußlands vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Mit freundlicher Genehmigung von „Chudoshnik RSFSR" stellte uns der Seemann Verlag die Fotos für unsere Serie zur Verfügung.

Constanze Treuber

Weder Krokusse noch Märzenbecher

Das ist keine Frühlingsblumenwiese, wie viele Leser vermuteten, auch keine Baumwollplantage oder eine Teppichoberfläche (Leserfoto FW 3/85). Alle, die an Schnee und Eis dachten, kamen der Sache schon näher. Richtig gesehen haben Hildegard Oldenburg, Rostock (... vereiste Grasbüschel) und Franz Henschel, Dessau (... bereifte Rasenfläche). Das Foto entstand am Ufer der Angara in Irkutsk. Wie es zu solcher Witterungserscheinung kommt, erfuhren wir beim Meteorologischen Dienst der DDR:

Rauhreif ist eine lockere, leichte Frostablagerung aus dünnen Eisnadeln oder

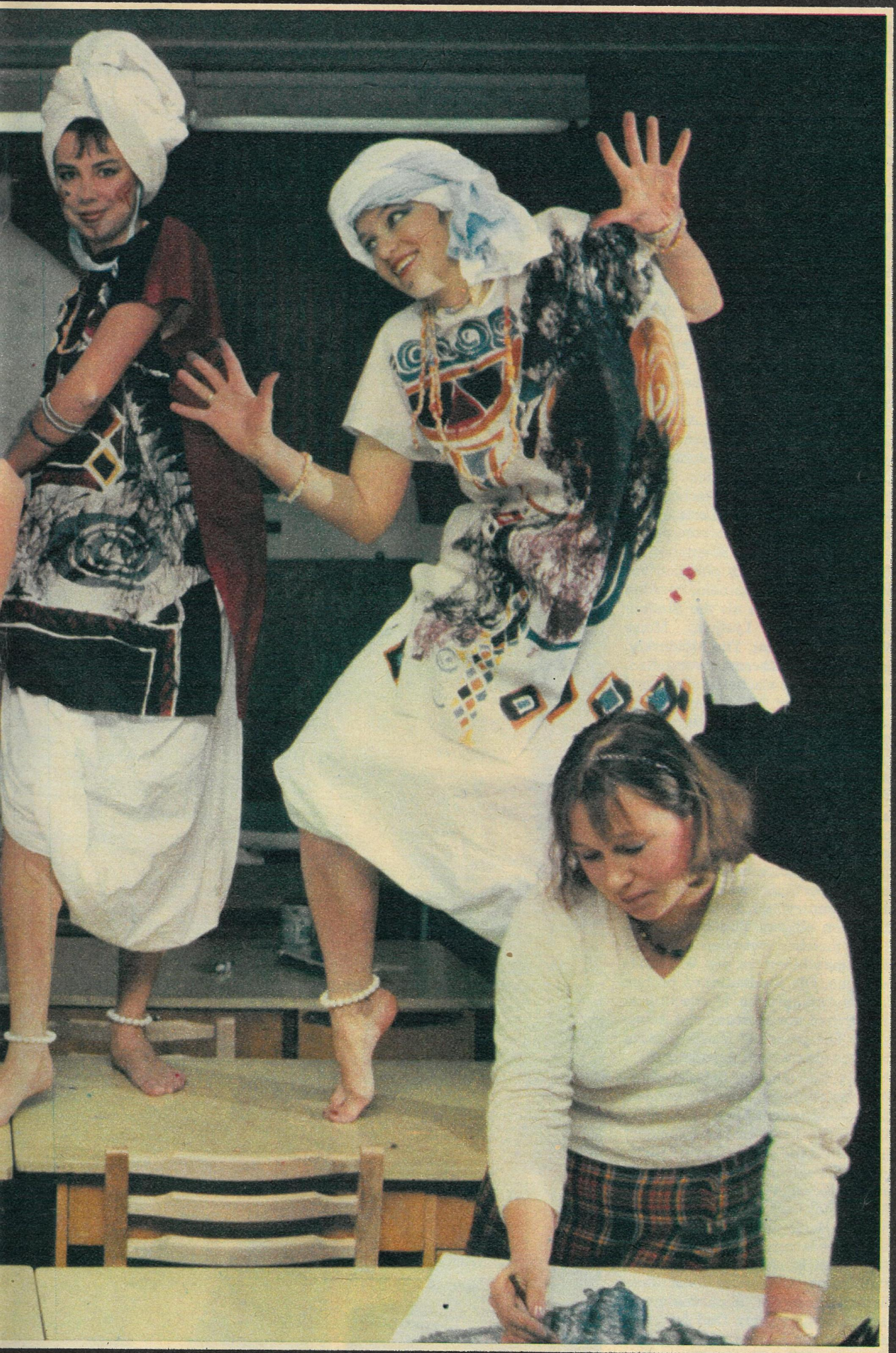
-schuppen. Er bildet sich vorwiegend bei nebligen windschwachen Wetterlagen und Temperaturen unter minus 8 Grad Celsius durch Kristallisation an Ecken und Kanten feingliedriger Gegenstände. Bei Windstille ist die Ablagerung allseitig, bei Wind wächst sie der Windrichtung entgegen.

Dr. Hans-Dieter Piehl

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Hildegard Dreyer, TASS/Anastasjew, Archiv, Manfred Feldmann, Detlef Christel

„UNSINN"

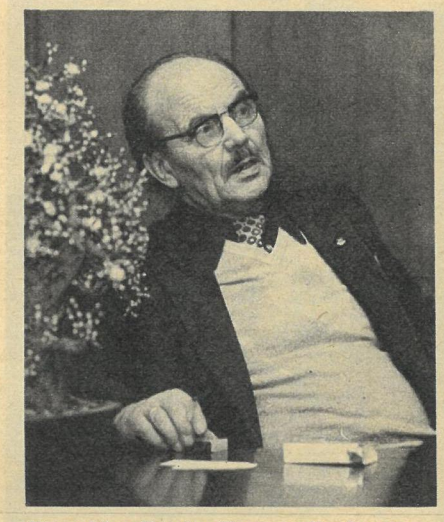
Peter Meißner (Fotos) und Constanze Treuber (Text) erfreuten sich an



UND FORM

Daß verkleidete Studentinnen auf Hochschultischen tanzen, kommt für gewöhnlich nur in der Faschingszeit vor. Für Tiia, Kadri, Maire, Anu und Leena (v. l. n. r.) jedoch gehört die Maskerade in afrikanischen Kostümen zum Ernst des Studiums, wenn auch nicht zum bitteren Ernst und nicht zum Studienalltag. Der sieht mehr so aus, wie ihn uns die unbeeindruckt weitermalende Olga demonstriert.

Textil- und Modegestalter werden in der Sowjetunion an verschiedenen Orten ausgebildet, in Moskau zum Beispiel, in Iwanowo, Omsk oder Leningrad. FREIE WELT hospitierte bei künftigen Modegestalterinnen an der Tallinner Kunsthochschule und nahm von dort auch Fotoimpressionen aus der Schmuck- und Metallabteilung mit.



Prorektor Peeter Tarvas, Professor für Architektur

Ich hake auf der Liste meiner Reisevorbereitungen ab: „Kurze Gemächlichkeitsoberröcke. Englische Gloves, oder Ueberschuh, die elastisch sind, zur Conservation der seidenen Schuh." Ob mich das „Journal des Luxus und der Moden" aus der Zeit um den Wiener Kongreß mit seinen „Neuesten Moden für Reisende" richtig beraten hat?

Tallinn. Hotel. Ich packe meinen Koffer aus. „Silberner Fingerhut und Nadeletui, in einem schwarzen Futteral, mit Elfenbein ausgelegt, in den Geldbeutel zu stecken" – das habe ich zu Hause vergessen. Im Geldbeutel stecken nur die Reisespesen und der abgerissene Knopf meiner Jacke. Und gleich haben wir die erste Verabredung in der Staatlichen Kunsthochschule der Estnischen SSR. Wir wollen in der Modeabteilung „hospitieren". Die werden doch Nadel und Faden haben!

Sie haben einen Prorektor für Lehre und Wissenschaft, der uns in bestem Deutsch begrüßt. Peeter Tarvas, Professor für Architektur, Verdienter Kunstschaffender der Estnischen SSR. Wir möchten von ihm etwas über sein Haus erfahren.

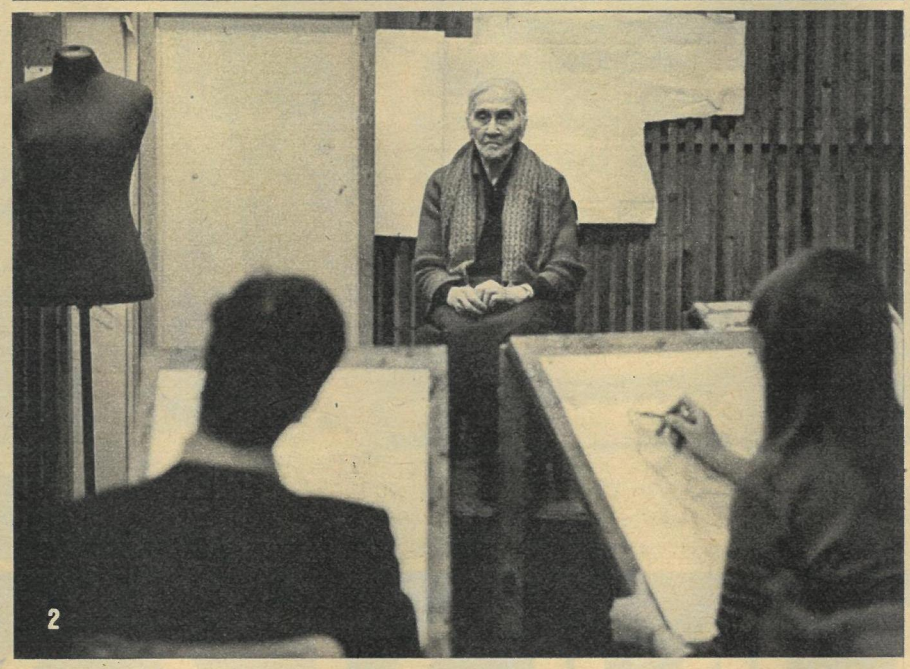
Die Tallinner Kunsthochschule gibt es seit über siebzig Jahren. In ihrer jetzigen Struktur besteht sie seit 1951. Heute erproben und vervollkommnen hier Maler, Bildhauer, Grafiker, Gebrauchsgrafiker und Bühnenbildner ihr Talent, werden Formgestalter, Keramiker, Architekten, Textil-, Leder-, Metall-, Schmuck- und Modegestalter in fünf- bis sechsjähriger Studienzeit ausgebildet. Mit über vierhundert Direkt- und hundert Abendstudenten nimmt sich der Anteil der Schule an den 25 000 Studierenden in der eineinhalb Millionen Einwohner zählenden Sowjetrepublik recht bescheiden aus. Bekannt ist die Schule besonders für die solide und schöpferische Ausbildung in den angewandten Bereichen. Die Schmuckgestalter konnten sich schon mit internationalen Auszeichnungen, mit goldenen und silbernen Medaillen aus Jablonec schmücken, und in die Lederabteilung kommen sogar Studenten aus der Mongolischen Volksrepublik. Doch nun will uns Professor Tarvas zu den Modegestaltern entlassen. Die Mädchen hecken dort wieder irgend etwas aus. Das große „Klassenzimmer" ist fast leer. Durch die Fenster fällt nördliches Winterlicht auf lange Tischreihen. Zwei Mädchen malen mit Wasserfarben Figurinen nach dem Modell einer mit schwarzen Spitzenschals dekorierten Schneiderpuppe. Zeichnungen sind ohne erkennbares Regime an die Wände gesteckt, Schranktüren halten mühsam Fluten bemalten Papiers zurück. Was hier gemalt und gezeichnet wird, scheint von seinen Schöpfern nicht eben mit Ehrfurcht behandelt zu werden. Hier wird gelernt, und die Ergebnisse des Studienalltags können noch nicht oft für sich in Anspruch nehmen, Meisterwerke genannt zu werden. Und weiter ist nichts los?

Im nächsten Augenblick tanzen fünf Mädchen auf den Tischen. Die Malerinnen Olga und Larissa rükken ihre Farbtöpfchen vorsorglich ein Stück weiter. Die abenteuerlich Gewandeten, die sich plötzlich vor Peters Kamera tummeln, werden sich später höflich als die Studentinnen Leena Ljutjuk, Maire Valdma, Anu Hint, Tiia Mölderkivi und Kadri Kaerma vorstellen, junge Frauen zwischen Anfang und Mitte zwanzig, einige verheiratet und Mütter kleiner Kinder. Doch da haben im Wirbel der entfesselten Modenschau meine Gemächlichkeitsoberröcke und seidenen Schuh schon empfindlich gelitten, und ich habe gelernt, daß Modemachen und Beschaulichkeit wenig gemein haben. Die rasante Vorführung der Kreationen „Afrika", „Orient", „Meer", „Schwarz und Weiß" und „Country" wird nur unterbrochen von eiligem Bügeln und flinkem Umziehen zwischen Näh- und Strickmaschinen in der Werkstatt nebenan. Die Studentinnen proben für das alljährliche Hochschulfest ihre Schau aus Kostüm und Bewegung. Die passende Musik müssen wir uns einstweilen dazudenken.

Andere Bereiche der Schule zeigen in Ausstellungen, was sie können, die Modestudentinnen auf diese Weise. Sie bereiten ihr „Theater" ganz selbständig vor. Einzige Rücksicht, die genommen wird, ist die auf ungezügelte Phantasie und Kreativität, auf den Spaß an der Sache. Darin liegt vor allem der Sinn dieses vergnügten „Unsinns". Der Spaß ist auch auf Seiten des Publikums, was jedes Jahr überfüllte Säle in der Hochschule und anderswo garantiert. Daß Ausgefallenes jungen Leuten gefällt, zeigen die vielen Wünsche der Kommilitonen an die Modemädchen, mal ein Stück genäht zu bekommen. Die helfen, wenn sie können.

Der Alltag fordert den insgesamt zwanzig Studentinnen der Abteilung – die Abwesenheit junger Männer fällt auf – aber auch andere Qualitäten als überschäumendes Temperament ab. Disziplin und

1

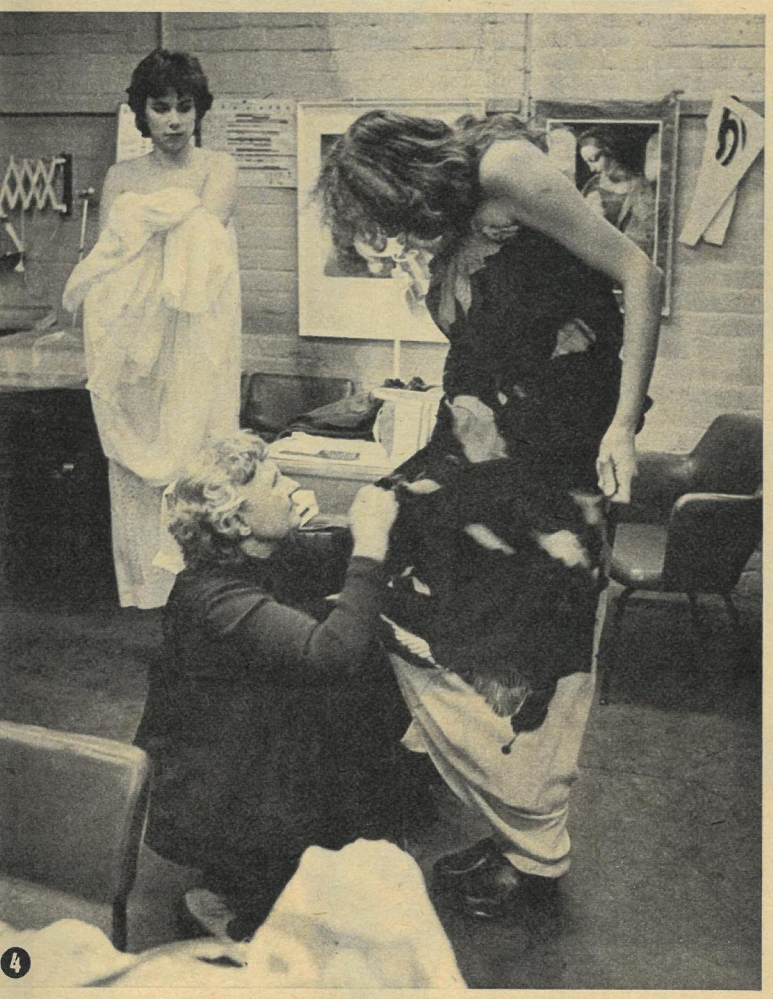


2

Maire in Weiß und Anu in Schwarz führen Festkleider aus einer Diplomkollektion des letzten Jahres vor. Anus Halsschmuck ist eine gediegene Arbeit aus der Abteilung Metallgestaltung der Hochschule (1). Porträtzeichnen gehört zum Programm der Direkt- und der Abendstudenten (2).

„Unsinn“ und Form

3


4

5

6

7

8

Im Zeichensaal ist Feierabend. Die Schneiderpuppe, eben noch Modell der Studentinnen, muß ihre Spitzenschals wieder hergeben (3).
Für Peters Kamera hüllten sich die fünf jungen Damen in die Modelle ihres „Modetheaters“, in Kleider aus Diplomarbeiten vergangener Studienjahre und in ihre eigene Garderobe. Kostümwechsel: Kadri hat sich ein schulterfreies Abendkleid aus türkis und schwarz bemalter Seide ausgesucht. Lehrmeisterin Ruth Klement aus der Schneiderwerkstatt sorgt für den richtigen Sitz (4).
„Afrikanerin“ Kadri ist müde (5). Die Modelle für diesen Teil der Schau – versammelt auf den Seiten 46/47 – hat Maire entworfen.
„Meer“ heißt das Thema von Tiias sommerlichen Matrosenanzügen (6).
Tiia und Anu in „Zivil“, die eine mehr romantisch, die andere ein bißchen extravagant (7).
Anus freche Kleider in „Schwarz und Weiß“ sind dem Stil der zwanziger Jahre nachempfunden (8).

„Unsinn“ und Form

1

2

3

4

Aus bemaltem Seidenchiffon wurde das schwingende Festkleid – unser Titelmodell – genäht (1).
Von einer Studienreise in den Nationalen Kreis der Chanten und Mansen am Ob brachten Studentinnen Anregungen für diese Folklorekleider mit. Die Baumwollstoffe wurden in der Textilabteilung der Hochschule bedruckt (2).
Leena entwarf für das Modetheater Kostüme à la „Orient“ (3).
Ihr Diplomthema heißt „Architektur und Geometrie in der Jugendmode“. Das Kleid, das sie zur Zeit am liebsten trägt, folgt in seiner sachlichen, klaren Gestaltung dem Gedanken ihrer Diplomkollektion (4).

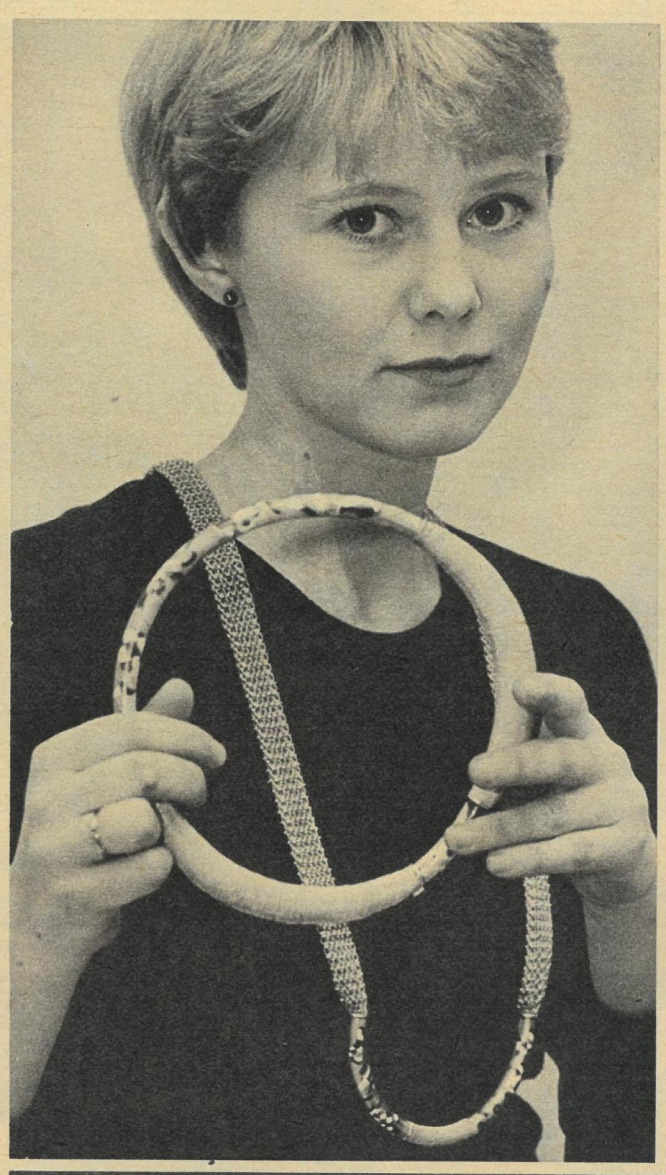
Realitätssinn zum Beispiel. Geschichte und Kunstgeschichte, Sprachen, Ästhetik, Zeichnen und Malen, Nähen, Sticken, Stricken, Materialkunde, Konstruktion und Technologie – keines der Fächer ist spielerisch zu bewältigen. Die Lehrer sind bekannt für ihre Toleranz gegenüber sprudelnder Phantasie und für unerbittliche Strenge, wenn es um die Solidität der theoretischen Grundlagen und der handwerklichen Fähigkeiten geht. So sahen wir bei Examensarbeiten von Absolventen vergangener Jahre nichts Avantgardistisches, dafür solide Qualität.

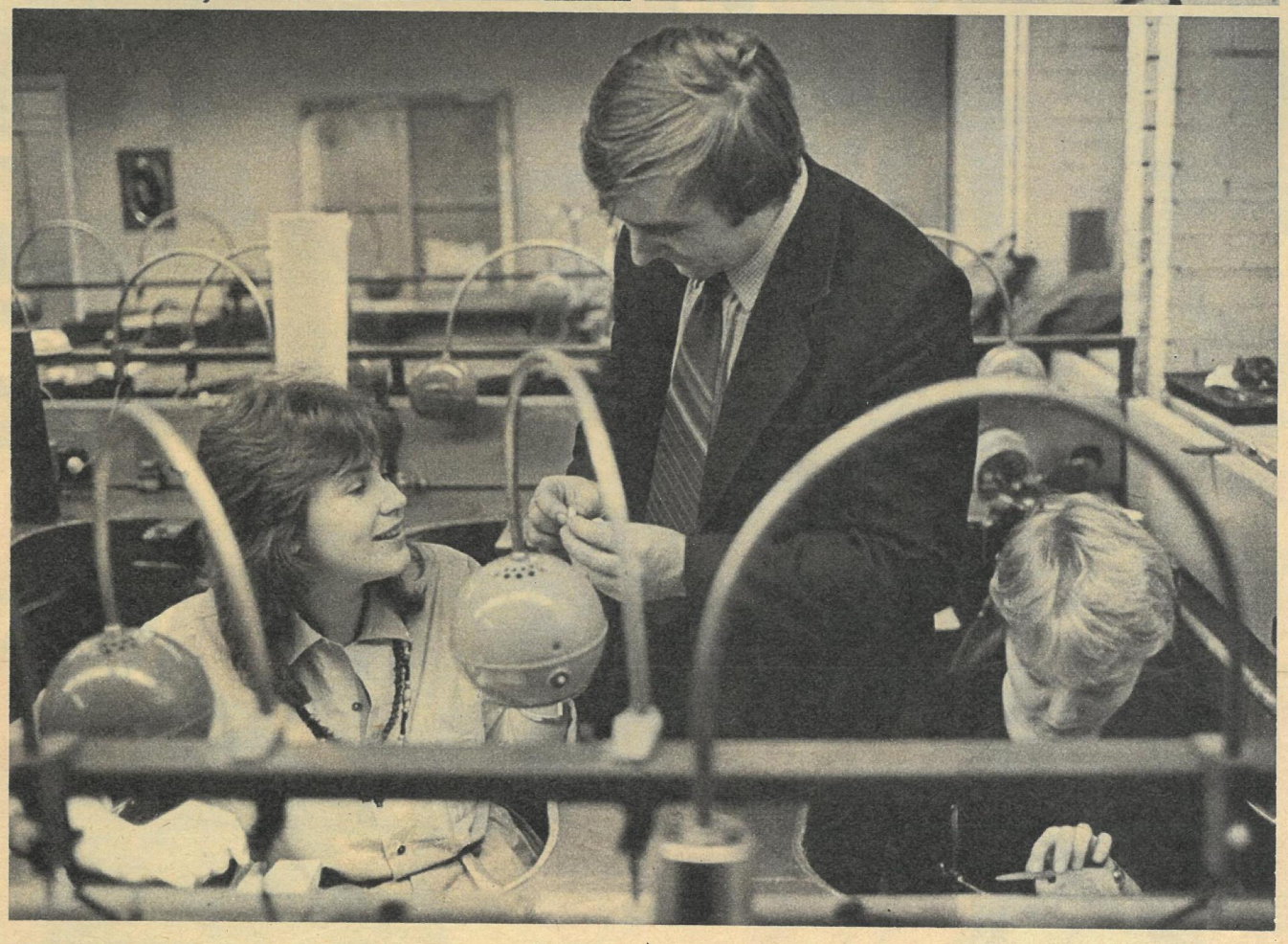
Tiia ist jetzt im dritten Studienjahr, die anderen brüten im fünften über den Diplomarbeiten. Nein, zeigen können sie davon noch nichts, und viel darüber reden möchten sie auch nicht. Die Themen? Ganz verschieden. Anu, zum Beispiel, entwirft Arbeitskleidung im Auftrag des Tallinner Zoos, Maire gestaltet Festkleider. Es wird sich zeigen, ob sie die Schwerpunkte der einzelnen Semester, wie Folklore, Kinderkleidung, Jugendmode, Festkleider, schöpferisch verarbeiten können.

Nach dem Studium möchten sie in Tallinn bleiben, wo es ihnen gefällt und wo es für jede von ihnen eine interessante Arbeit gibt. Vor allem in Konfektionsbetrieben wird talentierter Nachwuchs gebraucht. Die fünf lassen keinen Zweifel daran, daß Mode für sie in erster Linie Kunst ist, die aber eine ausgesprochen praktische Seite hat: Nicht die unnahbare Schöpfung, die wie ein Bild bewundert sein will, sondern das tragbare Kleid wird in ihrem Beruf die Regel sein. Sie sind bereit, an jedem Platz schöpferisch zu arbeiten, die eine vielleicht als Gestalterin in einem Modehaus, die andere als Schnittkonstrukteurin in der Produktion. Sie fühlen sich den verschiedensten Aufgaben zugeneigt und gewachsen.

Unterdessen präsentieren sich Leena, Anu, Tiia, Kadri und Maire in „Zivil". Da sieht man an fünf reizvollen jungen Damen, wie tolerant Mode heute ist. Natürlich, etwas Aufsehen erregen möchten sie alle, aber jede nach ihrer Fasson. Romantisch, extravagant oder sachlich ist ihr Stil. Wenigstens da ist mein alter Ratgeber noch aktuell: „... denn Moden können nie anders geschmackvoll und schön sein, als wenn man sie ganz individuell nimmt". Man soll auf alle Fälle nur tragen, finden sie, worin man sich richtig wohl fühlt und gefällt.

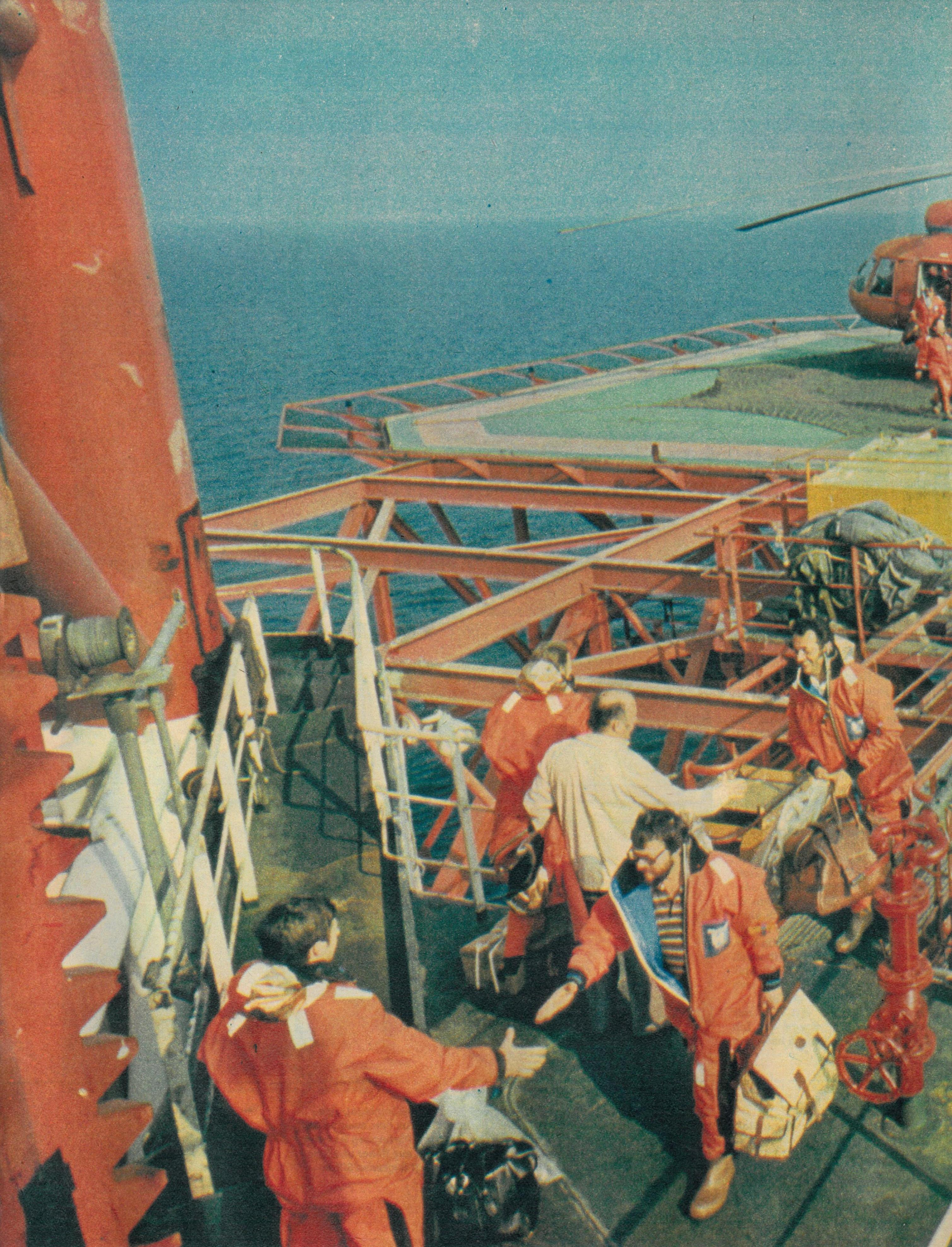
An der Garderobe erst fällt mir mein abgerissener Knopf ein. Ich staune. Ein lieber Mensch hat einen neuen angenäht.





Bei den Schmuck- und Metallgestaltern wird graviert, geschmiedet, ziseliert. Werkstattleiter Ivo Janis berät Kärt Summatavet aus dem zweiten Studienjahr beim Schneiden eines beinernen Ringes. Mari Pärtelpoeg ist Lehrerin an der Hochschule. Ihre Diplomarbeit war Schmuck aus Silber und Email (links oben). Ene Unt aus dem fünften Studienjahr trägt filigranen Silberschmuck, der in Jablonec ausgezeichnet wurde.

Wir bedanken uns bei der Redaktion „Sowjetfrau", bei Lehrern und Studenten der Tallinner Kunsthochschule und bei unserer freundlichen Begleiterin Ebba.



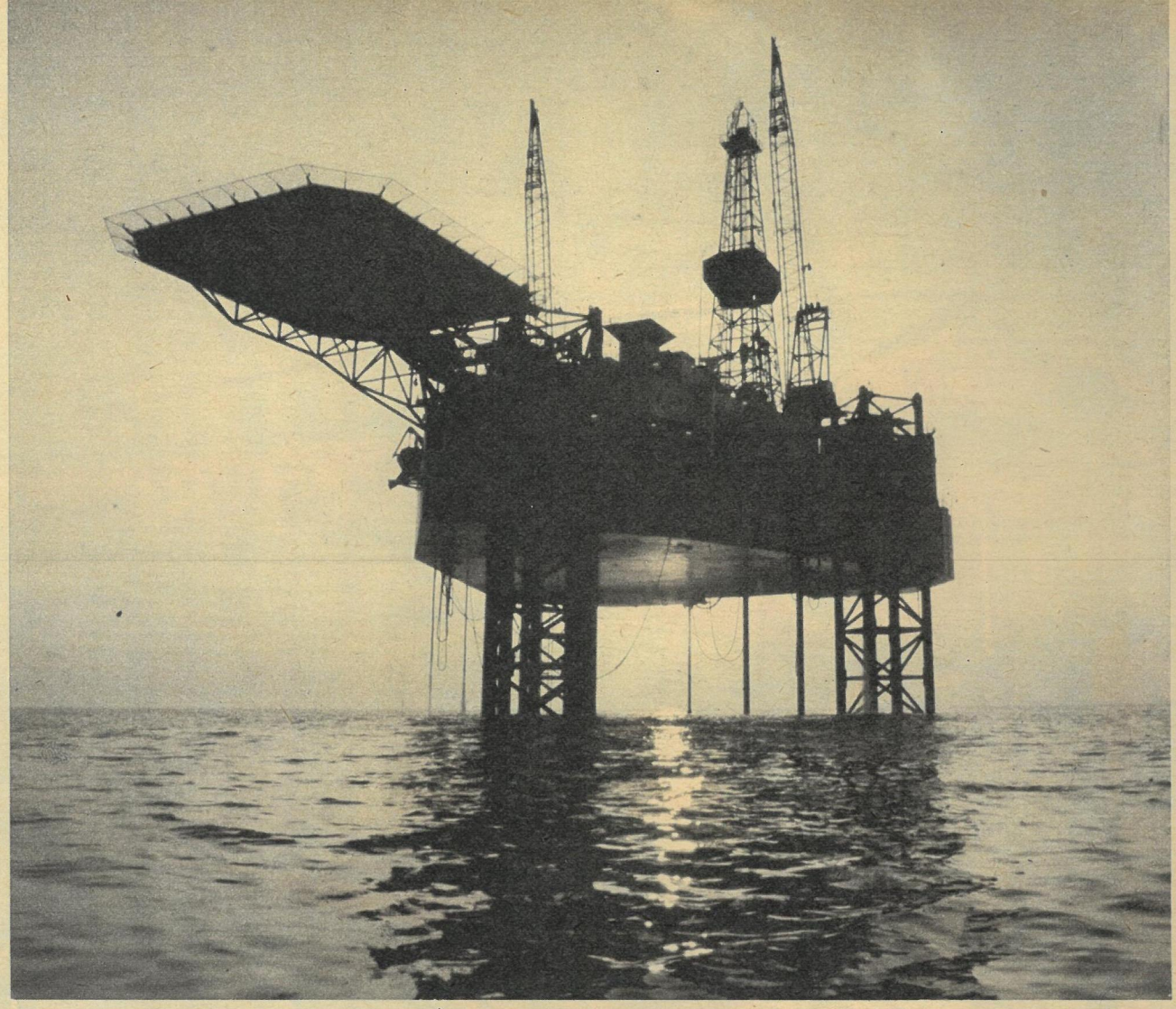
Schichtwechsel auf See. Der Hubschrauber flog die Ablösung aus Gdańsk herüber – Fachleute aus drei Ländern. Darunter Sergej Soldatkin, Andrzej Kramarski, Bernd Babuke (rechts im Foto). Sie suchen gemeinsam nach Neptuns Schätzen, arbeiten und leben inmitten der Ostsee auf einer

Dreiländer-Insel

Wladimir Kowaljow (Text) und Igor Gawrilow (Bild), Reporter der sowjetischen Zeitschrift „Ogonjok", besuchten die Forschungsinsel „Petrobaltic".

Dreiländer-Insel

Mehr als sieben Stunden kämpfte sich der Schlepper „Kambrium“ durch Nebel und wogendes Meer hinüber zur schwimmenden Bohrinsel „Petrobaltic“. „Haltet euch fest!“ Ein letzter Rat des Kapitäns, und schon schweben wir, vom Kran gepackt, zwölf Meter hinauf zur Plattform. Glückwünsche in russischer, polnischer und deutscher Sprache zur gelungenen Überfahrt erreichen uns. Gennadi Schokurow, stellvertretender Leiter der Bohrinsel, verbindet seinen Gruß mit dem Versprechen auf Wetterbesserung. „Dabei war das heute noch gar kein richtiger Sturm. Im vorigen Frühjahr erlebten wir einen, er schaukelte uns hin und her, wie ein Uhrpendel. Die Arbeiten unterbrachen wir deshalb



Rychard Labus (unten), Direktor der Organisation „Petrobaltic“: „Unsere Bohrinsel ist eine Insel der Freundschaft. Auf ihr arbeitet ein prima Kollektiv, auf das man sich in allen Situationen verlassen kann.“

aber nicht. Schließlich ist die ‚Petrobaltic‘ eine Allwetteranlage…“

★

Ein Fünftel des auf der Erde geförderten Erdöls wird derzeit aus dem Küstenschelf gewonnen. Auch die Ostsee birgt neben den traditionellen Schätzen des Meeres noch andere Reichtümer: Minerale, Erdgas, Erdöl. Diese Ressourcen für die Volkswirtschaft zu erschließen, ist eine aktuelle Aufgabe, die die Mitglieder des RGW mit vereinter Kraft lösen. Dabei stützen sie sich vor allem auf die wissenschaftlichen und technischen Erfahrungen der Sowjetunion.

Die drei sozialistischen Ostseestaaten unterzeichneten 1975 ein Regierungsabkommen über die gemeinsame Suche nach Erdöl in den Hoheitsgewässern der DDR, der Volksrepublik Polen und des Westteils der UdSSR. Sie gründeten die Organisation „Petrobaltic“ und übertrugen ihr die geologischen Sondierungs- und Bohrarbeiten. Ihre Forschungsschiffe untersuchten danach die unterseeischen Küstenregionen der Ostsee und bestätigten die Hypothese von Neptuns Schatzkammer. In Gdańsk formierten sich vier Brigaden aus erfahrenen Erdölfacharbeitern der drei für die Arbeit auf See. Die polnische Seite stellte zwei Mannschaften, die UdSSR und die DDR je eine. Dann endlich wurde die Bohrinsel, die den Namen der Organisation erhielt, aufs Meer bugsiert und machte sich daran, das erste Bohrloch im Schelf niederzubringen.

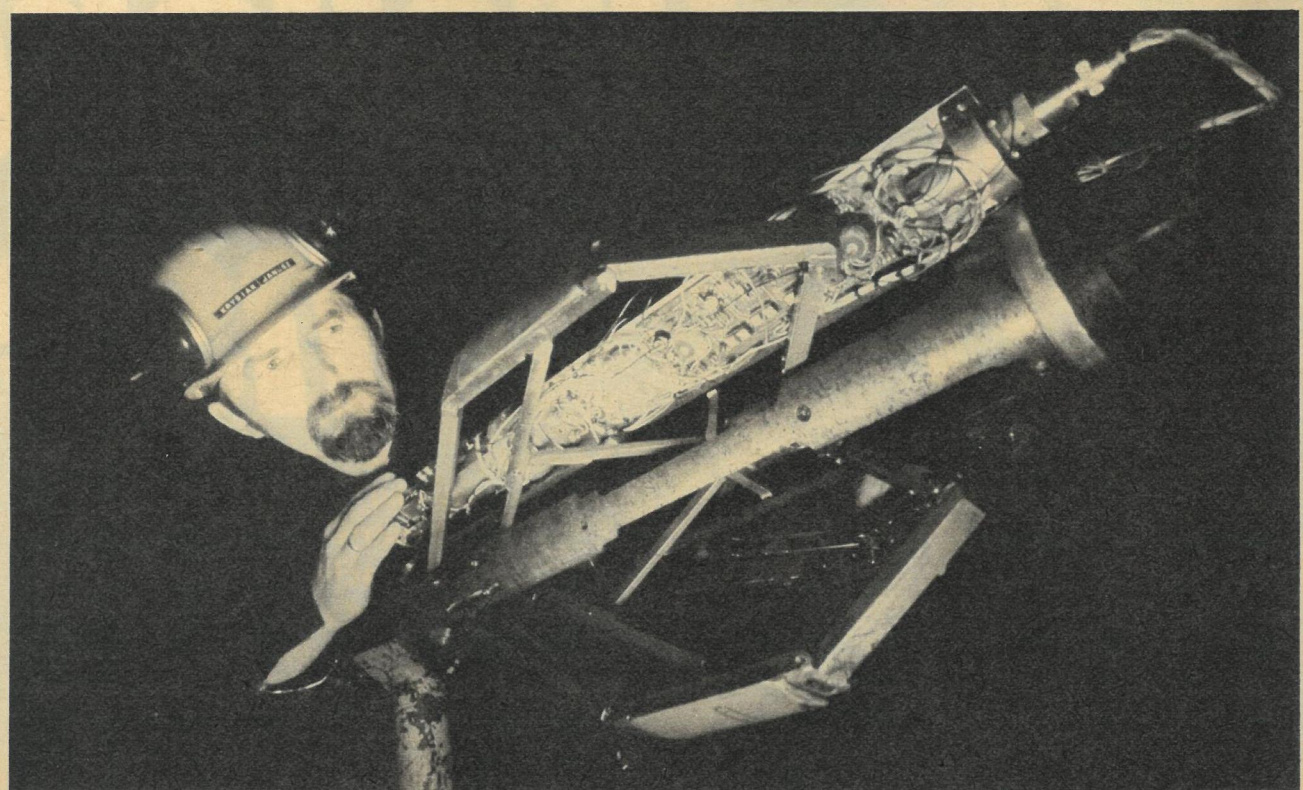
★

Die Geräte des geologisch-technologischen Laboratoriums registrieren jede Phase der Bohrung. Der Rechner ermittelt die Bohrtiefe auf den Zentimeter genau. Er gibt zudem Auskunft über Vortriebsgeschwindigkeit, Umdrehungszahl des Bohrmeißels… Auf die Vielzahl der Daten gründen sich die operativen Entschlüsse der Bohrspezialisten. Immer die Anzeigeeinrichtung beobachtend, erzählt der Leiter des geologischen Dienstes Alexander Gratschow, daß er von hier aus eine Reise in die unterschiedlichen geologischen Epochen der Erde unternehmen kann. Wir reisen mit.

„Zur Zeit haben wir bereits das Känozoikum, das Mesozoikum und das Ordovizium durchstoßen. Unser Endziel ist, bis in die Epoche des Kambrium vorzudringen, denn gerade sie hat vieles von dem zurückgelassen, woraus später Erdöl und Erdgas entstanden.“ Jetzt wissen wir auch, wie der Schlepper „Kambrium“, der uns zur Bohrinsel brachte, zu seinem Namen kam.

Bernd Babuke, Geologe und Projektant aus der DDR, fragen wir, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, mit der Bohrung den richtigen Punkt zu treffen. „Man muß auf alles gefaßt sein. Wenn eins von drei Bohrlöchern fündig wird, so ist das ein Erfolg. Vergessen Sie nicht, die ‚Petrobaltic‘ **sucht** nach Erdöl. Fördern müssen es später andere, weitaus stärkere Bohrinseln…

An welche der vielen auf der Bohrinsel verbrachten Tage erinnern Sie sich am liebsten?



Alexander Grantschow denkt nicht lange nach: „Ich denke, du stimmst mir zu, Bernd, es war jener Tag, als am frühen Morgen ein Bohrkern aus Ablagerungen der Periode des Kambriums an die Oberfläche gebracht wurde. Die Gesteinssäule war ölig, und bald bildete sich um sie herum eine Pfütze aus einer bräunlich-grünlichen Flüssigkeit, die leicht nach Benzin roch. Beim Anblick des ersten von uns entdeckten Erdöls konnten wir Tränen der Freude nicht verbergen."

★

Die „Petrobaltic" hat Menschen aus drei Ländern versammelt. Gab es da nicht ab und zu Schwierigkeiten bei der Verständigung?

„Wir sind Polyglotte", lacht Wolodja Timonow, Brigadier einer internationalen Bohrmannschaft. „Unsere Brigade ist eine Ausnahme. In der Regel bestehen die Arbeitskollektive aus Vertretern eines Landes. Wir verständigen uns in unserem ‚Petrobaltic-Esperanto'. Auf der Basis dreier Sprachen ist eine gemeinsame entstanden, die alle verstehen."

Für jeweils zwei Wochen kommen die Mannschaften auf die Bohrinsel, ihre freien Tage verleben sie in Gdańsk. Und die freien Stunden auf See? Wolodja Timonow lädt uns zum Jogging auf dem Hubschrauberlandeplatz ein, wo er mit anderen Lauffreunden seine Runden dreht. Von Zeit zu Zeit verwandelt sich das Deck ihres Versorgungsschiffes „Granit" in einen Volleyballplatz. Drei „Nationalmannschaften" streiten stets um den Siegertitel. Der Ball ist für alle Fälle mit einer langen Schnur am Ausleger des Krans befestigt…

★

In der Nacht, als Timonows Brigade die Kollegen von Leschek Mentel ablöste, wurden wir Zeugen ihres Kampfes mit der Natur. Die geophysikalische Bohrlochprognose signalisierte eine nur schwer zu durchbohrende Basalt-„Linse". Auf die Begegnung mit ihr war man vorbereitet, aber keiner ahnte, daß es ein Felsen sein würde, der sich ihnen da unterirdisch entgegenstellte. Um vier Uhr morgens fiel die Vortriebsgeschwindigkeit stark ab, der Bohrmeißel lief auf den steinernen Untergrund auf. – Und Edward Kotylak, der erfahrene polnische Leiter der Bohrinsel, war auf Urlaub. Er wußte bisher immer einen Ausweg aus unvorhergesehenen Situationen. So hatte nun sein junger Stellvertreter Gennadi Schokurow ein Examen als Leiter zu bestehen.

Gennadi, Mitte dreißig, wurde in Ufa geboren, der Hauptstadt Baschkiriens, einer Republik, in der jeder zweite Junge davon träumt, nach Beendigung der Schule Erdöl- oder Erdgasfacharbeiter zu werden. Gemeinsam mit seinem Bruder trat Gennadi in die Fußstapfen des Vaters, absolvierte das Institut, reiste mit Erdölsondierungs-Expeditionen innerhalb und außerhalb des Landes. Dabei entdeckte er mehr als eine Erdölquelle. Die Arbeit im internationalen Kollektiv der Erdölsucher in der Ostsee wertet Gennadi als Auszeichnung.

„Bohren ist auch heute noch eine undurchsichtige Angelegenheit", sagt er. „Die Natur läßt die Menschen nur widerwillig an ihre Schätze heran. Wir verfügen zwar über leistungsstarke Technik, doch entscheidend sind Menschen mit unbeugsamem Willen." Sie faßten auch in dieser Nacht präzise Beschlüsse: Aufziehen des Bohrkerns, allseitige Gesteinsanalyse. Ein Blatt Papier mit Ziffernsäulen in der Hand, stand Gennadi Schokurow vor der Wahl: Weiterbohren oder? – Nein, es wird keine Unterbrechung geben, die Termine des Vortriebsplanes werden gehalten.

„In solchen Situationen kann man die eigene Psyche testen", sagt Gennadi später müde und blickt in die aufsteigende Sonne.

Gennadi Schokurow (oben), einer der stellvertretenden Leiter der Bohrinsel: „Moderne Technik wie diese geophysikalische Apparatur (links) hilft uns, die Schätze der Ostsee aufzuspüren".

Der Einsatz dieser Bohrinsel entspricht den internationalen Konventionen über die Reinhaltung der Meere. „Viele der uns besuchenden Erdölfachleute bestätigen das. Sie ziehen beim Aufenthalt auf der Bohrinsel nicht mal ihre weißen Hemden aus", sagt Jan Wyderka, der stellvertretende Chefmechaniker, scherzhaft. „Sanitärabfälle, Essenreste, Papier und anderen Müll sammeln wir in Containern, auf dem Festland werden diese Abfälle dann vernichtet. Öl aus dem Maschinenraum fangen wir in Tanks auf und regenerieren es. Der Spülschlamm der Bohrungen wird in speziellen Becken gesammelt. Wir kennen unsere Pflicht, das Wasser, die Wiege allen Lebens auf der Erde, zu schützen und zu bewahren, und wir erfüllen sie." Und augenzwinkernd: „Sollten Sie auf dem Wasser auch nur einen klitzekleinen Ölfleck oder Abfälle aus unserer Anlage bemerken, so können Sie mich in der Kantine zur Kasse bitten."

Im Laufe der Zeit wurde die „Petrobaltic" für so manchen Seemann zur rettenden Insel. In der Funkstation hören wir die Geschichte von der Rettung des finnischen Fischereischiffes „Apilla". Eines Tages drangen durch das Rauschen auf dem SOS-Kanal Signale", sagt der Funker. „Ein Schiff bat dringend um Hilfe. Jedes Zögern konnte zur Tragödie für die Fischer führen. Die ‚Granit', unser Versorgungsschiff, lichtete die Anker, eilte den Verunglückten auf dem brennenden Trawler zu Hilfe."

★

Wieder in Gdańsk, begegnen wir Rychard Labus. Er hat mehrere Jahre in der RGW-Zentrale in Moskau gearbeitet, nun ist er „Petrobaltic"-Direktor. Ein Mann in mittleren Jahren. Er spricht russisch fast ohne Akzent, erkundigt sich nach dem Wetter in Moskau, dem Theaterspielplan und dem Ausgang des letzten Spiels der Spartak-Mannschaft. Dann blickt er zurück auf das Geleistete:

„… Für die Sowjetunion waren Arbeiten auf See nicht neu. Anders dagegen für die DDR und für Polen. Hier bewies sich die Kraft der Zusammenarbeit sozialistischer Länder. Die besten Spezialisten, die in Sibirien und auf dem Kaspischen Meer, im Fernen Osten und in der Ukraine gearbeitet hatten, kamen zu uns. Die Brigaden absolvierten ein umfangreiches Praktikum auf ähnlichen Bohrinseln. Ich verschweige nicht, daß diejenigen, die sich ungenügend auf die Anforderungen unserer Aufgabe vorbereitet hatten, uns bald wieder verließen. Geblieben sind Menschen mit einem starken Willen, mit einem gewissen Maß an Selbstlosigkeit, und wir haben uns bemüht, die ‚Petrobaltic' zu einem Heim für Menschen dreier Staaten zu machen, und sie ist es geworden. Es stimmt mich froh, mit so einem Kollektiv zu arbeiten…".

Im nächsten Heft:

Ein Forscherleben

Ein Bericht über Manfred von Ardenne und sein Institut am Weißen Hirsch in Dresden.

Das Praktikum

Die weltberühmte Diskuswerferin und Trainerin Faina Melnik erfüllt sich einen Kindheitstraum – sie studiert Medizin.

Foto: A. Ochmakewitsch

Tempel der Reinlichkeit

Dreitausend Seelen werden täglich im neuen Badepalast von Alma-Ata in die Heißmangel genommen.

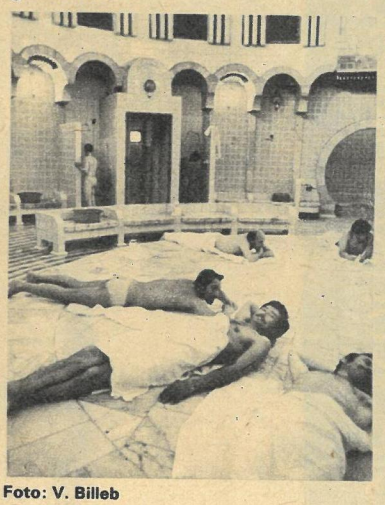


Foto: V. Billeb

Aitmatow auf der Bühne

Über die DDR-Erstaufführung des Stückes „Der Tag zieht den Jahrhundertweg" am Schauspielhaus in Leipzig, wo Günter Grabbert den Edige verkörpert.

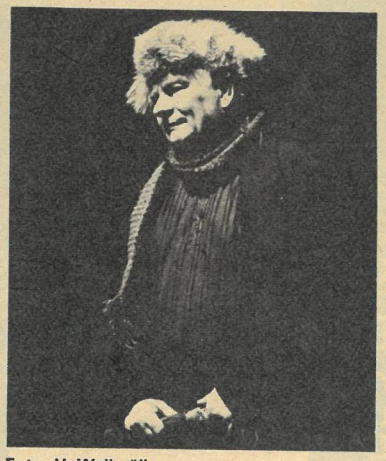


Foto: H. Wallmüller

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

RUSSISCHES PORZELLAN (5)

Die Kunst leibeigener Meister

Das russische Porzellan wurde seit Anfang des 19. Jahrhunderts monumentaler in der Form, klassisch-strenger im Stil. In größter Reinheit zeigen sich die Züge des Klassizismus in den Werken der Kaiserlichen Porzellanmanufaktur in St. Petersburg. Von den Erzeugnissen der Privatfabriken standen ihnen die Arbeiten des Jussupowschen Unternehmens in Archangelskoje bei Moskau stilistisch am nächsten. Der Besitzer, Fürst N. B. Jussupow (1750–1831), war ein Mann von umfassender Bildung, ein Mäzen, der eine der berühmtesten privaten Kunstsammlungen Rußlands zusammentrug. Er leitete Ende des 18. Jahrhunderts die Ermitage sowie die kaiserlichen Theater und Manufakturen. Mit Hingabe widmete er sich später seiner eigenen Porzellanmanufaktur, die in erster Linie ein Malereiunternehmen war. Das weiße, unbemalte Porzellan wurde zunächst in Frankreich, dann bei Popow (siehe FW 4/85) gekauft. Aus Frankreich wurden auch erfahrene Künstler zur Ausbildung der leibeigenen Meister in der Kunst der Porzellanmalerei verpflichtet. Während der Existenz des Jussupowschen Unternehmens (1814–1831) wurden hier etwa siebzig junge Maler ausgebildet, darunter achtzehn Mädchen, was zur damaligen Zeit außerordentlich selten war. Die Jussupowschen Erzeugnisse setzten durch die Subtilität und Eleganz ihrer Malerei in Erstaunen. Leicht, fein und frisch im Ton, erinnert sie bald an sorgfältige Stickerei, bald an kostbare Juwelierarbeiten. Die Meister von Archangelskoje waren im ornamentalen Dekor wie im Miniaturporträt geschickt. Jussupows Wappen und Porträt schmücken eine Tasse auf dem Foto. Die meisten Schöpfungen blieben Einzelstücke, kamen in den Besitz des Manufaktureigners und nur als Geschenk in andere Hände.

Wasilissa Pachomova-Göres
Das Zeichen in der Überschrift ist das Markenzeichen des bei Jussupow bemalten Popow-Porzellans.

FREIE WELT

UNSERE FRAGE: Zu welchem berühmten Kunstmuseum gehört seit 1917 das ehemalige Winterpalais in Leningrad?
Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Russisches Porzellan 5“ an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 13.3.1985. Auflösung und Gewinner in Heft 7/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!
Foto: W.J. Potschajew